

Hans-Jürgen Goertz

Unsichere Geschichte

Zur Theorie
historischer Referentialität

Philipp Reclam jun. Stuttgart

Inhalt

Einleitung	7
I <i>Linguistic turn</i> und »historische Referentialität«	11
II Narrative Logik und historische Forschung	32
III Diskurs und Realität	53
IV Konstruktion der Geschichte	83
V Unsichere Geschichte	103
Anmerkungen	119
<i>Zum Autor</i>	131

Universal-Bibliothek Nr. 17035

Alle Rechte vorbehalten

© 2001 Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2001

RECLAM und UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart

ISBN 3-15-017035-4

www.reclam.de

Einleitung

Die Geschichtswissenschaft ist unsicher geworden. Einst war klar, was erforscht und dargestellt werden sollte. Jetzt beginnt der Gegenstand undeutlich zu werden. Sind es die weltanschaulichen Ideen oder sittlichen Mächte, die großen Männer der Politik und des Geisteslebens, die immer noch alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Sind es die gesellschaftlichen Strukturen und wirtschaftlichen Konjunkturen, auf die sich der wissenschaftliche Umgang mit Geschichte konzentriert? Ist es der Alltag der kleinen Leute, der zeigt, was Geschichte eigentlich ist: eher Erlittenes als Gestaltetes? Gelegentlich wird sogar die »Abkehr von der Vergangenheit« und die Hinwendung zur Gegenwart als Aufgabe der Geschichtswissenschaft gefordert. Sobald die Leistungsfähigkeit der historischen Arbeit ins Visier der Kritik gerät, weicht die Sicherheit, mit der Geschichte bisher studiert wurde.

Otto Vossler sprach in *Geschichte als Sinn* (1983) davon, daß die Geschichtswissenschaft sich nicht von ihrem Gegenstand her definiert, sondern allein von den Problemen, die den Historiker in seiner Gegenwart beschäftigen, ja, von dem Problem, daß ihm die Vergangenheit verschwunden ist und nicht mehr wiederkehrt. Die Geschichtswissenschaft hat keinen Gegenstand, der ihre Existenz rechtfertigt, sie hat nur Probleme bzw. ein Problem. Sie muß damit fertig werden, daß die Vergangenheit tot ist, die Gegenwart ihr entgleitet und die Zukunft noch nicht begonnen hat. Sobald der Gegenstand sich auflöst, zerfällt auch die Plausibilität einer historischen Methode, die doch entwickelt und angewandt wurde, um einen vergangenen Gegenstand zu erforschen und möglichst genau abzubilden. Der französische Althistoriker Paul Veyne brachte es auf den Punkt: Eine Methode, die eine spezifisch historische Methode genannt werden könnte, existiert nicht. Dieser Verlust von Gegenstand und

Methode hat die Geschichtswissenschaft verunsichert. Vielen ist diese Situation unangenehm, einigen flößt sie sogar Angst ein. Sie fürchten, eine Wissenschaft ohne Gegenstand könnte bald auch gegenstandslos oder zu schöner Literatur werden.

Da hilft es wenig, mit ausfallender Polemik zu reagieren, alte Schlachten noch einmal zu schlagen oder den Kopf in den Sand zu stecken und zu warten, bis der Sturm sich gelegt hat, der von Westen her aufgezogen ist und die altehrwürdig-knorrigen Bäume der historischen Wissenschaft entwurzelt. Gemeint ist der Sturm der sogenannten Postmoderne, verwüstet ist die traditionelle Verknüpfung von Gegenstand und Methode.

Es hat sich gezeigt, daß die Geschichtswissenschaft nicht mehr zeitgemäß ist, solange sie das Erkenntnisobjekt noch vom Erkenntnissubjekt trennt und dem Subjekt zutraut, das erkenntnisunabhängige Objekt abzubilden, perspektivisch verkleinert zwar, aber doch »originalgetreu«. Diese Vorstellung eines naiven Realismus ist längst von philosophischer und wissenschaftstheoretischer Kritik zersetzt worden. Niemand wird diesen Realismus in der Geschichtswissenschaft verteidigen, obwohl er grundsätzlich noch die Praxis bestimmt. In Mitleidenschaft gezogen wurde von dem erwähnten Sturm auch die reflektierte Realismusposition derjenigen, die sich Rechenschaft über die Schwierigkeiten abgelegt haben, eine adäquate Reproduktion vergangenen Geschehens herzustellen, und davon überzeugt sind, daß die Standortgebundenheit und die subjektive Einfärbung des Erkennenden das Objekt durchsetzen und im Grund schon verändern, bevor es erkannt wird. Das ist eine Schwierigkeit, die alle Kräfte wachruft, das Gemisch aus Objektivem und Subjektivem zu erforschen und herauszufinden, was wirklich war und was an den bisherigen Einsichten darüber nur Fiktion ist. Selbst dieser Position haftet noch ein Rest von »verstocktem Positivismus« an, wie der niederländische Geschichtstheoretiker Frank R. Ankersmit in einem Interview

(1993) meinte. Auch diesem Realismuskonzept gelingt es immer weniger, die Beziehung zum vergangenen Gegenstand, d. h. die historische Referentialität, auf der erkenntnistheoretischen Höhe der Zeit zu halten.

Besonders beunruhigt hat das Problem »historischer Referentialität«, als die Herausforderungen unabweisbar wurden, die vom *linguistic turn* und von Modellen der Diskursanalyse ausgingen, sowie, weniger beachtet, vom Radikalen Konstruktivismus bzw. von der Kognitionswissenschaft. Da es auf der einen Seite in Mode gekommen ist, das Ende der Postmoderne zu verkünden, und auf der anderen Seite mit feuilletonistischer Brillanz geschichtstheoretische Erbauungsliteratur produziert wird, habe ich mich entschlossen, dem Problem der Referentialität genauer nachzugehen, wie es im Rahmen der neueren Vorschläge, Geschichte anders zu schreiben als bisher, diskutiert wird: bei Hayden White, Frank Ankersmit, Michel Foucault und radikalen Konstruktivisten.

Von diesen Vorschlägen gehen Anregungen aus, die Geschichtswissenschaft zu modernisieren, zumindest aber ihre Prämissen, Regeln, Methoden und Theorien zu überprüfen. Den Vorschlägen und Anregungen aus den genannten Richtungen, unpräntiös und überhaupt nicht rechthaberisch vorgetragen, sollte zunächst offen, freudig überrascht, vielleicht sogar dankbar begegnet werden, doch nicht von vornherein kritisch, abweisend oder animos, wie es zumeist geschieht. Aus diesem Grund habe ich mich darauf beschränkt, das Referentialitätsproblem im verästelten Argumentationsgefüge der angeführten Autoren aufzusuchen bzw. den verschlungenen Wegen zu folgen, auf denen neue Lösungsvorschläge gefunden wurden. Angesichts einer Atmosphäre gereizter Auseinandersetzung scheint vor allem Geduld im Umgang mit dem Angebot der »Aufenseiter« weiterzuhelfen, auch die Bereitschaft, das Gespräch fortzusetzen, mehr noch: »den Jargon des Gesprächspartners aufzunehmen, anstatt ihn in den eigenen zu übersetzen« (Ri-

chard Rorty) und das Wasser auf die eigenen Mühlen zu leiten. In dieser Situation ist es sinnvoller, den Gesprächspartner zum Zug kommen zu lassen, als ihm mit kritischen Einwänden zu bedeuten, daß er eigentlich nicht willkommen sei. Was sich wirklich bewähren wird, muß die Praxis erst erweisen: sowohl im Umgang mit dem historischen Stoff als auch im Stil, in dem Historiker und Historikerinnen um das Problem, das Geschichte ist, miteinander ringen werden. Vorerst kommt es nur darauf an, die avantgardistischen Anregungen aufzugreifen und in der Geschichtswissenschaft zur Entfaltung zu bringen.

I

Linguistic turn und »historische Referentialität«

»Die Sprache ist ein Überkommenes und Vorausgegebenes, das mit Bildern und Begriffen, Sehweisen und Abtönungen bindet und bestimmt.«¹ Wer davon überzeugt ist, setzt sich gewöhnlich dem Verdacht aus, Fakten gegen Fiktionen und Wissenschaft gegen Kunst einzutauschen. Eigentlich ist dieses Zitat aber ganz unverfänglich. Mit diesen Worten eröffnete Reinhart Wittram nämlich eine Vorlesung, die er Ende der fünfziger Jahre über die »Begriffssprache der modernen Historie« hielt. Natürlich bindet und bestimmt die Sprache, was wir sehen, erleben und erkennen. Doch niemand wäre damals auf die Idee gekommen, die Sprache mit der Wirklichkeit schlechthin zu identifizieren. Heute wird ein solcher Satz anders gehört. Offensichtlich sind die Wunden, die Roland Barthes, Michel Foucault und Hayden White den Geisteswissenschaften zugefügt haben, so tief, daß sie nicht mehr heilen. Sobald von der Dominanz der Sprache oder des Diskurses im historischen Erkenntnisprozeß gesprochen wird, ist die Aufregung groß und die Reaktionen geraten außer Kontrolle. Hayden White wird »the most damaging undertaking ever performed by a historian of his profession«² vorgeworfen, und Foucault wird von Hans-Ulrich Wehler ein »intellektuell unredlicher, ein empirisch absolut unzuverlässiger, kryptonormativistischer »Rattenfänger« für die Postmoderne« gescholten.³ Postmoderne Geschichtstheoretiker werden in den Augen ihrer Kritiker zu Verführern und Häretikern, die das Leben der Historiker bedrohen. Sie müssen, wie es der traditionelle Ketzertopos gebietet, verfolgt werden – selten mit der Überzeugungskraft des Arguments, häufiger mit der Gewaltbarkeit denunziatorischer Sprache. Eine solche Sprache setzte Sir Geoffrey Elton ein, der einstige Nestor briti-

scher Politikgeschichte: »Ganz gewiß aber kämpfen wir um das Leben unschuldiger junger Menschen, die von teuflischen Versuchern hart bedrängt werden, welche behaupten, höhere Formen des Denkens und tiefere Wahrheiten und Einsichten anzubieten – das intellektuelle Äquivalent zur Droge Crack.«⁴ Das ist mehr als ein Wissenschaftsstreit, hier scheint ein Glaubenskrieg ausgebrochen zu sein.

So heftig reagiert nur jemand, der leidet, sich zur Wehr setzt und nicht bereit ist, eine Position zu räumen, die ausgedient hat. Historiker sind gewöhnlich mit einer besonderen Gabe ausgestattet, auf skrupulös-differenzierte Weise herauszufinden, wie jemand einst dachte, sprach und handelte. Sobald sie jedoch einem Zeitgenossen zuhören und erfassen müssen, was er sagt, verläßt sie bisweilen die Fähigkeit, gerade das »Material« zu verstehen, das nach geraumer Zeit selbst zum Analyseobjekt der historischen Wissenschaft werden könnte. Nur wenige meinen wirklich, daß sich an der Gegenwart und nicht an der Vergangenheit entscheidet, wer ein zuverlässiger Historiker ist. Von einer historischen Darstellung werden ein gepflegter Umgang mit Sprache, Sinn für literarischen Stil und eine ansprechende Kombination aus Analyse und Erzählung erwartet, insgesamt ein hohes Maß an sprachlicher Sensibilität. Kaum zu begreifen ist deshalb die Angst vieler Historiker vor dem *linguistic turn*, in dem diese Sensibilität, zumindest theoretisch, einen reifen Ausdruck gefunden hat.⁵

1

Der Begriff des *linguistic turn* ist nicht eindeutig, vor allem nicht in seiner Wirkung. Einige fühlen sich zu einem neuen, kritisch-analytischen Umgang mit der Sprache angeregt und sind von der Macht überzeugt, die Sprache beim Erfassen der Wirklichkeit ausübt. Richard Rorty, der diesen Begriff schon 1967 in Umlauf brachte, heute allerdings zu-

rückhaltender urteilt, schrieb einst: »This achievement is sufficient to place this period among the great ages of the history of philosophy.«⁶ Andere befürchten, daß die Rede vom *linguistic turn* dazu führe, den Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis aufzugeben und nur noch mit der Wirklichkeit zu tun zu haben, die nichts als Sprache ist, mit Welt und Geschichte als Text.

Linguistic turn verstehe ich so: Er bezeichnet die Einsicht, daß die Sprache konstituiert, was unter Wirklichkeit verstanden wird, noch schärfer, was Wirklichkeit ist. Zweierlei ist festzuhalten: *Zum einen* verändert die »sprachliche Wende« den Stellenwert, den die Sprache auch und gerade für die Geschichtswissenschaft hat. Die Sprache fungiert nicht mehr vor allem nur als Mittel, dessen man sich bedient, um die Forschungsergebnisse, nachdem sie vorliegen, möglichst überzeugend darzustellen. Vielmehr ist sie in erster Linie eine Wirklichkeit, in der Erkenntnis entsteht. Sie beherrscht den Erkenntnisprozeß von Anfang bis Ende. Diese Einsicht verändert die traditionelle Epistemologie, ja, den Begriff von Erkenntnis selbst, wie sich noch zeigen wird. *Zum anderen* vermuten viele, daß der Text, der etwas über die Wirklichkeit aussagt, überhaupt nicht auf einen Tatbestand verweist, der außerhalb des Textes existiert. Der Text, der Wirklichkeit beschreibt, verweist nur wieder auf einen Text, der Wirklichkeit beschreibt. »Il n'y a pas de hors-texte«, so hat Jacques Derrida diese Beobachtung auf den Punkt gebracht.⁷ Niemand vermag die Sprachgestalt, die das Gegenwärtige und Vergangene annehmen, zu durchbrechen und zu dem vorzudringen, was *an sich* ist oder *eigentlich* war. Seit Friedrich Nietzsche gilt, sagt Hayden White in einem Interview, »it is all metaphor«, bildliche Rede.⁸ Das kann ontologisch gemeint sein, daß Sprache mit Sein identifiziert wird, das kann aber auch zwischen postmodern-ontologischer Sprachdominanz im Umgang mit Realität und einem Zugang zur Realität schwanken, der immer noch zwischen Wirklichkeit und Sprache trennt. Hier liegt das Ärgernis,

das der *linguistic turn* in die Geschichtswissenschaft hineintrag – ein Argernis, das sich inzwischen zu einer Kontroverse entwickelt hat: Die Metapher steht gegen die Realität auf, meinen die einen, die Metapher bringt Realität zur Sprache, behaupten die anderen.⁹

Wie die Akzente auch gesetzt werden, den Vertretern des *linguistic turn* wird gewöhnlich ein Mangel an Realitätsbezug bzw. Verlust der historischen Referentialität vorgeworfen, als ob sie nur ein »literarisches Artefakt« anzubieten hätten und nicht eine sozialgeschichtliche Analyse oder eine wissenschaftlich disziplinierte Erzählung. »Auch Klio dichtet«: So hat Hayden White die Kollegen aufgefordert, ihren Berufsstand zu überprüfen: Sind sie Wissenschaftler, wie sie gewöhnlich meinen, oder Schriftsteller, die einen literarisch-metaphorischen Umgang mit Geschichte pflegen?¹⁰ Entschieden hat Georg G. Iggers darauf geantwortet. Er hat zwar die Fähigkeit der postmodernen Theorie begrüßt, ein »vielschichtiges Verständnis von Gesellschaft und Geschichte« zu fördern, er kritisiert aber ihr Wirklichkeitsverständnis: »Sie schoß über ihr Ziel in dem Moment hinaus, als sie nicht mehr zeigte, wie schwierig es ist, die Wirklichkeit mit all ihren Widersprüchen zu verstehen, sondern radikal verneinte, daß es überhaupt eine Wirklichkeit gebe.«¹¹ Die Frage bleibt, ob die Intention des *linguistic turn* mit diesem Urteil überhaupt getroffen wurde.

Genauer erfaßt die nordamerikanische Historikerin Gabrielle M. Spiegel dieses Problem. Sie räumt ein, daß die angebliche Preisgabe der historischen Referentialität keine extreme, über das Ziel hinausschießende, revozierbare Unbedachtsamkeit ist, wie Iggers meint, sondern auf eine grundsätzliche Differenz verweist. Es handelt sich nicht um Wirklichkeitsverlust, der sich mit etwas gutem Willen beheben ließe. Es geht vielmehr darum, daß die Sprache sich zwischen uns und die Wirklichkeit schiebt, den Zugang zur Wirklichkeit verwehrt, zumindest aber reguliert und sich aus dieser Position nicht mehr verdrängen läßt. Auf dieses

Argument muß der Historiker sich einlassen und danach fragen: Ist die historische Referentialität tatsächlich preisgegeben worden oder kann an ihr auch festgehalten werden, wenn die Funktion der Sprache, ihr Leistungsvermögen und ihre Grenzen sachgemäß bedacht werden? Die Sprache wäre dann als das Medium zu begreifen, das zwischen dem Bewußtsein von Realität und der Realität selbst vermittelt. So könnte man es sehen und den Boden für eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem *linguistic turn* betreten. »Wenn wir zu Recht die Reduktion der Literatur im Sinne simpler Widerspiegelung verwerfen, so müssen wir aber auch das Aufgehen der Geschichte in bloßer Textualität ablehnen.«¹² Die Sprachgestalt der Quellentexte muß mit dem sozialen Kontext verbunden werden, dem sie entspringen. Zur Analyse der Sprache gehört auch, die Aufmerksamkeit auf die sprachlichen Verkoppelungen ihres eigenen sozialen Anwendungskontextes zu richten. Dagegen hätte White nichts einzuwenden, nur daß er davon überzeugt ist, auch hierbei nur mit literarischen Mitteln arbeiten zu können: »[...] die Kontexte der Texte, die Literaturwissenschaftler untersuchen, sind selbst Produkte des fiktiven Vermögens der Historiker, die diese Kontexte untersucht haben.«¹³ Es ist nicht so einfach, ihm kritisch beizukommen. Das Problem historischer Referentialität darf sicherlich nicht aus der Geschichtsschreibung verbannt, jedoch auch nicht im traditionellen Sinn historisch-empirischer Forschung behandelt, es muß neu bedacht werden.

Historiker freuen sich gewöhnlich auf Untersuchungen, die neues Quellenmaterial zutage fördern und einen historischen Sachverhalt, der allenthalben bekannt ist, in einem anderen, bisher ungewohnten Licht darstellen. Nach der Lektüre stellt sich aber regelmäßig die Frage: Ist es wirklich das neue Material, das besticht, oder nicht doch die Konzeption, wie das neue Material in Erzählung und Analyse mit dem bereits gesichteten verknüpft wird? Ein Beispiel: Waren es die neuen Quellenbestände, die Fritz Fischers *Griff nach der*

Weltmacht (1961) zu einem aufregenden und umstrittenen Buch machten, oder war es nicht letztlich der Mut, einmal auszuprobieren, wie sich der Sachverhalt darstellt, wenn das gesamte Material, das erreichbar ist, auf die Frage ausgerichtet wird, ob das Deutsche Kaiserreich nicht ganz bewußt auf den Ausbruch des Ersten Weltkriegs hingewirkt habe? Interessant ist dies: Die Kritiker der Fischer-These ließen sich überhaupt nicht von dem neuen Quellenmaterial beeindrucken, das Fischer erschloß, sie warfen ihm vielmehr vor, dieses Material falsch eingesetzt und interpretiert zu haben. Auch diejenigen also, die soviel von archivalischen Quellen halten, setzen mehr auf die Interpretation als auf das zu interpretierende Material selbst. Das Fazit aus solchem Befund hatte schon Jacob Burckhardt gezogen, als er von »Phantasiebildern« sprach, die Historiker malen, und meinte, daß unsere Bilder »meist doch bloße Konstruktionen [...], ja bloße Reflexe von uns selbst« seien. Ein und dasselbe Material, das in Studien aufbereitet wurde, »kann unter den Händen eines anderen nicht nur eine ganz andere Benutzung und Behandlung erfahren, sondern auch zu wesentlich verschiedenen Schlüssen führen.«¹⁴ Niemand ist sich seiner Sache sicher, wie niemand sich seiner selbst sicher ist.

2

Von dieser Beobachtung ist der Weg nicht mehr weit zu der Einsicht, die Hayden White in seinen Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts gewonnen hat. Die *res gestae* werden einzig und allein durch die literarische Gestalt, die den Informationen vom Vergangenen gegeben wird, zu historischer Erkenntnis gebracht – sowohl in der Erzählung als auch in der Analyse. Historisch sind nicht die Kenntnisse von vergangenen Tatbeständen oder Ereignissen, etwa aus einer Chronik entnommen¹⁵, historisch ist, was in Sprache zum Aus-

druck gebracht bzw. was erzählt wird. Um es in aller Kürze zu sagen: Die Tropen bzw. Sprechweisen sind es, die das Verständnis des »historischen Felds« vorstrukturieren, d. h. andeuten, in welchem Licht es erscheinen soll. Die Erzählung muß im Sinne der einen oder anderen Sprechweise das Faktenmaterial ordnen und in einen Sinnzusammenhang bringen: entweder als Romanze (Metapher), Komödie (Metonymie), Tragödie (Synekdoche) oder Satire (Ironie).¹⁶ Nur in dieser tropologischen Form kommt es zu historischer Erkenntnis. Die Tropen sorgen dafür, daß die Fakten in einer narrativen Ordnung zueinandergefügt werden und in einen Bedeutungszusammenhang geraten, in dem sie so nicht wirklich standen, sich uns aber nur so zu erkennen geben. In der Realität darf man keine »erzählerische Kohärenz« sehen. Vergangenes ist »nur über Sprache zugänglich«¹⁷, nur über Sprache erhält es für uns Sinn und Zusammenhang. Jede historische Darstellung ist ein literarisches Artefakt. Doch die »Existenz der Vergangenheit« ist »eine notwendige Voraussetzung des historischen Diskurses« – notabene: eine *notwendige* Voraussetzung.¹⁸ Ohne diese Voraussetzung wäre der historische Diskurs kein tatsachengebundenes Artefakt, sondern ein Artefakt, das Imaginäres produziert, nicht aber Vergangenes zur Erkenntnis bringt. Ontologisch wird durchaus eine Realität vorausgesetzt, erkenntnistheoretisch erscheint sie in sprachlicher Gestalt. Die Kritik, die sich an der Preisgabe historischer Referentialität entzündet hat, ist ohne Grund. Der historische Diskurs interpretiert, was war, indem das Gewesene in der Interpretation für unser sprachlich bestimmtes Erkenntnisvermögen zuallererst entsteht. Das Gehäuse der Sprache läßt sich nicht sprengen. Es läßt sich zwar hier und da durchbrechen, aber nicht ohne Sprache.

Mit den Tropen wird dem »realen« Geschehen eine Handlungsstruktur eingegeben, die diesem Geschehen selbst nicht innewohnte, ohne die es aber nicht erzählt bzw. zur Sprache gebracht werden kann. Geschichte ist nicht »hi-

story«, sondern »metahistory«. Soll dieses Geschehen nicht in Vergessenheit geraten, muß es sich diese tropologische Behandlung gefallen lassen – eine Notwendigkeit, die sich aus dem Gebrauch der Sprache ergibt. Eine Handlung kann wie eine Romanze ablaufen, d. h. das Gute über das Böse triumphieren lassen. Sie kann auch einer Satire gleichen, d. h. der Erkenntnis folgen, daß die Menschen trotz aller Bemühungen nicht in der Lage sind, die Mächte zu überwinden, die sie bedrohen. Die Handlung kann ebenso einer Komödie nachgebildet sein, d. h. Entgegengesetztes miteinander versöhnen, oder einer Tragödie, d. h. die gegeneinander kämpfenden Kräfte sich steigern und den Protagonisten der Handlung scheitern lassen. Das sind, wie White meint, die vier archetypischen Grundmuster, Geschehenes zum Ausdruck zu bringen, nicht die Grundmuster des Geschehens selbst. Das Geschehene kann nicht wiederholt, auch nicht kopiert, es kann nur in tropologischer Gestalt vergegenwärtigt werden. Analyse und ideologischer Umgang mit Geschichte werden der erzählenden Interpretation nachgeordnet. Sehr deutlich spricht das auch Jörn Rüsen aus, wenn er betont, daß die Analyse zwar dem »Darstellungsprinzip der Narrativität« gehorcht, aber nicht ihre Bedeutung im Umgang mit Vergangenen verliert.¹⁹ Sie bezieht sich auf den narrativ zubereiteten Stoff – nicht auf die Vergangenheit an sich, sondern auf Geschichte, darauf, was sich als Sinnzusammenhang nachträglich darstellen läßt. Die Analyse befragt und durchklärt diesen Zusammenhang, so daß es falsch wäre anzunehmen, die Arbeit des Historikers erschöpfe sich im Erzählen. Das ist keineswegs der Fall. Der Historiker erzählt *und* denkt darüber nach, wie und was er erzählt. Das kann dazu führen, seine Erzählung zu verbessern, sie eventuell auch zu verwerfen und es noch einmal anders zu versuchen.

White hat den Prozeß historischer Arbeit neu geordnet, durchaus auf der Grundlage der Art und Weise, wie Geschichte bisher geschrieben wurde, und nicht in der Absicht,

eine Gebrauchsanweisung für eine zukünftige Geschichtsschreibung zu liefern.²⁰ In *Metahistory* wollte er nur untersuchen, wie Geschichte geschrieben wurde, und seine Beobachtungen und Einsichten zur Kenntnis bringen. In einem Interview mit Eva Domanska erklärt er noch genauer, daß es unmöglich sei, das Verhältnis zur Vergangenheit zu normieren, weil die Vergangenheit »a place of phantasy« sei und nicht mehr existiert.²¹ Ein empirisches Studium der Vergangenheit ist nicht möglich, deshalb werden nicht-empirische Untersuchungsmethoden eingesetzt, die keine Entscheidung über »the best theory of studying and guiding research in history« zulassen.²² Daß White sich gegen das Mißverständnis zur Wehr setzen mußte, er habe eine neue Anleitung zum historischen Studium vorgelegt, hat die Art seiner kritischen Analyse herkömmlicher Geschichtsschreibung allerdings selber nahegelegt. In *Metahistory* hat er gezeigt, wie sehr die großen Historiker theoretisch zwar dem Prinzip des historischen Realismus bzw. der Verwissenschaftlichung der Geschichte folgten, in der Praxis aber, wenn auch nicht immer konsequent, durchaus »postmodern« erzählten: »tropologisch-fiktional«, weil es anders gar nicht gegangen wäre. So schleicht sich ein Hauch von Normativität – trotz gegenteiliger Beteuerungen – in seine Argumentation ein. Vom Ansatz her ist Whites Anliegen aber eindeutig. Er plädiert für einen pluralistischen, d. h. auch relativistischen Umgang mit Geschichte, allerdings nur soweit der tropologische Aspekt, auf dem »rationales Wissen von der Welt basiert«, ihn zuläßt.²³ Seine Argumentation wirkt nur normativ, weil er sich gegen den entschieden normativen Charakter der realistischen Epistemologie zur Wehr setzen muß, wonach sich ein vergangener Sachverhalt in einer historischen Aussage widerspiegeln *muß*.

Das Problem, das sich bei White stellt, ist die Trennung, die er zwischen dem vorausgesetzten Gegebensein vergangener Tatbestände und der Geschichtsschreibung vornimmt. Die Information über einen vergangenen Tatbestand (Fak-

tum) verdankt sich nicht schon historischer Erkenntnisarbeit, sondern ist nur das Datenmaterial, aus dem eine Erzählung geformt wird, die Erkenntniswert besitzt. Zu spezifisch historischer Information wird dieses Material erst, wenn der Historiker sie nach einem vorgefaßten, das historische Feld präfigurierenden Plan sucht bzw. auswählt. Zu historischer Erkenntnis kommt es also erst, wenn Fakten sinnvoll miteinander verbunden, d. h. in Erzählung zur Darstellung gebracht werden, einer Erzählung, die einen Anfang hat und über eine Peripetie einem Ende zuläuft und damit verstreichender Zeit einen Sinn verleiht.²⁴

Das fiktionale Element ist nicht der freie Lauf dichterischer Phantasie, die sich über die Fakten der Vergangenheit hinwegsetzt, sie zurechtstutzt oder ergänzt. Es ist vielmehr das Mittel, das einen Zugang zur Vergangenheit überhaupt erst schafft und ihre Interpretation bewerkstelligt. Im Sinne einer abbildgetreuen Wiedergabe des einst Geschehenen könnte eine solche Geschichte nicht erzählt werden, da die am Geschehen Beteiligten noch nicht das Ende des Geschehenen kannten, in das sie verwickelt waren. Ohne das Ende käme aber keine Erzählung zustande, ließe sich auch kein sich langsam entwickelnder Sinn erkennen. Geschichte ist also nicht der Ausdruck, den das historische Material sich selber gibt. Sie ist ein Artefakt *post factum*. Sowohl der Anfang als auch die Mitte und das Ende eines Geschehens sind »unvermeidlich poetische Konstruktionen«, nicht Abbilder, sondern ein »Neuschreiben« des Geschehensablaufs. Dem Geschehen wird vom Ende her eine Struktur eingezo-gen, die es realiter nicht aufweisen konnte. Und doch meint White, damit die »reale Welt, wie sie sich in der Zeit entwickelt«, erklären zu können.²⁵

Der tropologische Umgang mit Vergangenem wird von White genau beschrieben; weniger Aufmerksamkeit widmet er dagegen der Feststellung und Sicherung der Fakten, die ihm in der chaotischen Form »historischer Quellen« entgegen-treten.²⁶ Er nimmt sie als gegeben hin und geht davon

aus, daß sie tatsächlich geschehen sind. Die Feststellung der Fakten ist offensichtlich von einer anderen Art als die Her-stellung eines historischen Erzählzusammenhangs. Diese Auffassung fand White schon bei George R. Collingwood und nutzt dessen Argumente, um den Leser an die Vorstellung vom fiktionalen Charakter historischer Darstellung zu gewöhnen.²⁷ Auch er trennt für sein eigenes Erklärungsmodell zwischen der Ebene der Fakten und der Ebene der historischen Erzählung. Die Fakten unterliegen aber nicht der kritisch prüfenden Ordnungsmacht des Historikers, bevor er sie narrativ verarbeitet. Ausgewählt und geordnet werden sie im Erzählvorgang. Hier werden sie als Gegenstände historischer Arbeit überhaupt erst »konstituiert«. Bereits in seinem Aufsatz über »Historicism, History, and the figurative Imagination« (1975) meinte White jedoch, daß die Schwierigkeit, zwischen der Ebene der Fakten und der Ebene der Interpretation zu unterscheiden, nicht übersehen werden sollte: »It is not the case that a fact is one thing and its interpretation another.« Beide sind miteinander verwickelt: »The fact is presented where and how it is in the discourse in order to sanction the interpretation to which it is meant to contribute.«²⁸ Das ist eine unmißverständliche Äußerung. Die Faktizität des Vergangenen wird nicht preisgegeben. Doch die Unterscheidung der Ebenen, an der ihm dennoch viel liegt, um möglicherweise auf den Vorwurf preisgebener Referentialität reagieren zu können, ist aus folgendem Grund problematisch. Das Faktum ist, könnte man sagen, als »nackte Tatsache« (*brutum factum*) wie eine Scherbe, die auf einer Schutthalde gefunden wurde. Sie ist zunächst unbrauchbar und nutzlos. Der Historiker kann mit ihr nichts anfangen, sie gehört zum Abfall. Es könnte allerdings auch sein, daß sie, nicht gleich für jedermann sichtbar, Spuren an sich trägt, die auf einen einstigen Bedeutungs- und Verwendungszusammenhang schließen lassen. Dann aber muß über solche Zusammenhänge von anderswoher als von der Scherbe selbst etwas bekannt sein. Und genau diese

eventuell erkennbaren Spuren machen das Faktum zum Faktum, verleihen ihm Konsistenz und geben ihm ein Profil, so daß es sich als Bauelement überhaupt erst in der Arbeit des Historikers am Plot einer Erzählung anbietet, ja, geradezu die Ordnung einer Erzählung ermöglicht, die sich auf Faktisches und nicht auf Imaginäres bezieht. Der Historiker wird ja nicht auf intuitive Weise auf die Idee gebracht, das historische Feld auf eine jeweils bestimmte Weise topologisch zu präfigurieren, sondern vom ersten Eindruck, welchen die ihm zur Verfügung stehenden Tatsachen, die er aus dem Überlieferungszusammenhang kennt, bei ihm hinterlassen. Nur um die Faktizität zu wissen, so wichtig das ist, reicht nicht aus. Aufgrund der Mitteilung in den Quellen und in der Fassung, den der Überlieferungsgang den Nachrichten gibt, haftet den Tatsachen bereits ein Bedeutungskoeffizient an, der mehr transportiert als nur die Feststellung der Tatsächlichkeit. Und noch etwas: Wenn die Tropen eine Weise sind, sich die Wirklichkeit sprachlich anzueignen und die Beziehung zwischen dem ersetzenden und ersetzten Wort zu regeln, wie Wolfram Groddeck erklärt, dann müssen von dieser Wirklichkeit doch Signale für die Auswahl und Verwendung der Tropen ausgehen: »Das ersetzte Wort verschwindet ja nicht einfach, sondern bleibt über das ersetzende, neue Wort weiterhin semantisch aktiv und begründet so erst die tropische Nuancierung.«²⁹ Solche Fakten können nicht als gegeben vorausgesetzt, sie müssen in historisch-kritischer Arbeit auf ihre Verlässlichkeit und Authentizität geprüft und von den im Überlieferungsprozeß erworbenen Zusätzen gereinigt worden sein. Daraus folgt: Die Spuren eines Bedeutungs- und Verwendungszusammenhangs gehören nicht zum Faktum an sich, sie werden an das Faktum herangetragen und haften seither an ihm. Edward H. Carr hatte zwischen einer »bloßen Tatsache der Vergangenheit« und einer »historischen Tatsache« unterschieden und am Beispiel des ermordeten Pfefferkuchenverkäufers auf dem Markt von Stalybridge Wakes 1850 erläutert, wie nach Jahr-

zehnten aus einem bloßen Faktum ein historisches werden konnte, sobald es die Aufmerksamkeit historischer Interpretation auf sich zog.³⁰ Carr würde das Problem historischer Referentialität am *historischen* Faktum orientieren, White hat es am *bloßen* Faktum orientiert. Er spricht vom »welter of facts which have the meaningless structure of mere seriality«³¹. Doch wenn White sich nicht dem Vorwurf eines latenten Positivismus im Umgang mit den Fakten aussetzen will, muß gesagt werden: Nicht weniger als die Erzählung selbst ist auch das Faktum gemacht, zumal wenn es sich dabei um ein Ereignis handelt, das sich ja nur als Erzählung sinnvoll zur Sprache bringen läßt. Nicht nur Faktum und Ereignis, die einen Quellenautor haben, sondern auch diejenigen, die vom Historiker heute aufgefunden, sortiert und arrangiert werden, sind noch vor der Präfigurierung des historischen Feldes gemacht. Die Frage ist, ob man sich über diesen Charakter der Fakten hinwegsetzen und sie im Zustand der Unschuld benutzen darf. Hier verstrickt White sich in einen Selbstwiderspruch.³² Interpretation »fließt in jedes historische Faktum mit ein«, schreibt Carr und dürfte den Konsens unter reflektierten, methodisch wachen Historikern allgemein vertreten.³³ Die Faktizität zeigt sich nur in ihrer Historizität. Das bloße, von Bedeutungszuschreibungen unberührte Faktum hat für die konkrete Arbeit des Historikers keine Relevanz, es ist kein Baustein historischer Erzählung und Argumentation. White sagt es selbst: Der Referent ist nicht die Realität außerhalb des sprachlichen Zeichens. Darum geht es nicht mehr; es geht vielmehr um Referentialität, die sich in einem Argumentationswirrwarr verschoben hat zu einer »matter of imagining both the real world from which one has launched one's inquiry into the past and the world that compromises one's object of interest«.³⁴

3

Hat die Frage nach der historischen Referentialität eine Antwort gefunden, die skeptische Historiker zufriedenstellt oder ist nicht alles nur noch schlimmer geworden, sind nicht auch die letzten Reste dieser Referentialität, die ihren Namen noch verdient, in den Strudel der Diskussionen um den *linguistic turn* hineingezogen worden, da die Tatsache, die historisch relevant ist, die bereits interpretierte Tatsache ist? Das könnte durchaus sein, wenn der Referent als substantieller Bestandteil einer »historischen Wirklichkeit« verstanden wird. Doch weist diese Wirklichkeit überhaupt Substantialität auf? »Historische Wirklichkeit« ist im Munde zahlreicher Historiker zu einer Beschwörungsformel geworden: Wenn der subjektive Anteil an der Beschäftigung mit Vergangenen auch groß ist, die letzte Bastion aber, die dem subjektivistisch-postmodernen Angriff trotzt, meint man, sei die »historische Wirklichkeit«. Sie verbürgt angeblich die Wissenschaftlichkeit der historischen Disziplin, die traditionellerweise mit dem Objektivitätspostulat ihrer Aussagen verbunden wird. Der Begriff »historische Wirklichkeit« ist jedoch mehr als problematisch.

Wirklichkeit begegnet uns im Modus der Gegenwart, beglückt, bedrängt und schlägt uns vor den Kopf – und zwar jetzt. Was vergangen ist, ist nicht mehr, ist also auch nicht wirklich. Was bleibt, ist nicht der Schlag, sondern die Beule – und auch sie bleibt nicht immer. »Historische Wirklichkeit« ist ein Begriff, der, genau bedacht, ohne Inhalt ist. Allenfalls könnte er bezeichnen, was für die Zeitgenossen einst wirklich war. Doch auch das wäre nur eine partielle Wirklichkeit, das, was der eine oder andere für wirklich hielt oder herbeiwünschte, aber nicht die Wirklichkeit selbst.³⁵

Dennoch gibt Hayden White nicht der postmodernen Neigung nach, die Wirklichkeit, formelhaft gesagt, dem Text zu opfern. Er empfiehlt vielmehr, respektvoll mit der Vergangenheit umzugehen, denn »die Tatsache, daß wir Arbei-

ten über die Geschichte schreiben, beweist hinlänglich, daß diese für uns erkennbar ist«³⁶. Erkennbar ist sie allerdings nicht in ihrer manifesten, vordergründigen, konventionell eingespielten und deshalb objektiv gegebenen Art, sondern nur auf ihrer latenten, »figurativen« Ebene, wo die Erzählung zeigen kann, »daß die Welt menschlicher Taten real und geheimnisvoll zugleich, das heißt auf geheimnisvolle Weise wirklich ist«.³⁷ Der Erzählverlauf ist keine übertragene Reproduktion der tatsächlichen Abläufe einst, und doch erfaßt die Erzählung das vergangene Geschehen, wie es wirklich war. White interessiert nicht das Oberflächenphänomen historischer Ereignisse, sondern deren Tiefendimension. Das ist deutlich genug. Die historische Referentialität wird nicht preisgegeben, auch von White nicht, ganz im Gegenteil: Um sie bemüht sich alles historische Denken, auch wenn es verfehlt ist, das Problem der Referentialität mit dem Hinweis auf die Faktizität der Tatsachen zu lösen. Referentialität ist kein Problem der ersten, sondern der zweiten Ebene historischer Operation. Referentialität ist nicht der Begriff, um den es im historischen Realismus des 19. Jahrhunderts ging. Das hat Ernst Hanisch verkannt, wenn er in kritischer Wendung gegen White »auf der fundamentalen Bedeutung einer möglichst genau definierten historischen Realität« weiterhin beharrt, um an der Wissenschaftlichkeit der Historie festhalten zu können.³⁸ White kann sich bei einer solchen Beteuerung nicht beruhigen, er arbeitet sich vielmehr an der Schwierigkeit ab, einen Zugang zu historischer Realität zu finden und einen angemessenen Umgang mit ihr zu pflegen, so unangebracht es ist, diesen Begriff noch zu benutzen.

Ein anderes Problem besteht darin, daß White die Topologie auf den narrativen Vorgang konzentriert, Analyse und ideologische Verwendung der Geschichte von ihm abhängig macht und den Eindruck erweckt, als ob sich die Sprache zwischen die vergangenen Tatsachen und unser Bemühen schiebt, diese Tatsachen zur Sprache zu bringen, und als ob ein vorsprachlicher Zugriff auf Vergangenes ausgeschlossen

wird. Es wurde gelegentlich gegen White eingewandt, daß er einem Mißverständnis im Umgang mit Tropen aufgesessen sei. Die Tropologie der Sprache dient nämlich nicht dazu, isolierte und vielleicht sogar disparate Tatsachen in einen Deutungszusammenhang zu zwingen und Texte eindeutig zu klassifizieren, eben als Romanze, Komödie, Tragödie oder Satire, und die darauf gründende Argumentationsweise historischer Erklärungen entsprechend als formativistisch, organizistisch, mechanistisch und kontextualistisch bzw. hinsichtlich ihrer ideologischen Implikation als anarchistisch, konservativ, radikal oder liberal zu kennzeichnen.³⁹ Nach Irmgard Wagner dient die Tropologie vielmehr dazu, zwischen den »Realitätspartikeln«, die in unser Bewußtsein eingegangen sind, und dem »als Zusammenhang zu konstituierenden Text«⁴⁰ zu vermitteln. Das ist auf allen Ebenen der Beschäftigung mit Vergangenheit der Fall: in der Feststellung und Beschreibung von Tatsachen, in der Erzählung und in der geschichtsphilosophischen bzw. -theoretischen Reflexion, ebenso in der ideologischen Verwendung historischer Argumente. Mehr noch, die Tropen sind es, die dafür sorgen, daß die beschriebenen Ebenen nicht voneinander getrennt, sondern umgekehrt miteinander verknüpft werden. »Der Witz eines historiographischen Textes liegt gerade in dem *Wie* seines Realitätsbezugs –, und genau dieses *Wie* will das tropologische Lesen erkennen.«⁴¹ Dieser Realitätsbezug will Beziehungen und nicht Zustände zur Sprache bringen. Daraus kann gefolgert werden: Die tropologische Methode wird nicht erst eingesetzt, wenn es darum geht, Tatsachen und Tatbestände bzw. Ereignisse in eine Erzählstruktur einzufügen, sondern bereits bei der Ermittlung und Feststellung der tatsächlichen Details selbst. Sie werden, wie bereits gesagt, schon immer als in Beziehung stehende Tatsachen vorgefunden, so daß ein Gesamtbild entsteht. Das erklärt auch die von Groddeck erwähnte semantische Aktivität im tropologischen Ausdruck. Hier entscheidet sich, ob der Realitätsbezug gewahrt oder preisgegeben wird. So gesehen

ist die Tropologie nicht nur das Netz, das über die Fakten geworfen wird, um sie in Sprache einzufangen, sondern die Vernetzung, in der sie sich begegnen. Auch ist die Tropologie das Werkzeug, das vorher schon von Detail zu Detail und an verschiedenen Stellen eingesetzt wird, um die Voraussetzung dafür zu schaffen, überhaupt etwas in geschlossener Weise erzählen zu können. Diese Sachlage hatte Roland Barthes einst in seinem Aufsatz »Was ist Kritik?« ähnlich beschrieben: »Jeder Romancier und jeder Dichter, welche Umwege die Literaturtheorie auch immer gehen mag – gilt als jemand, der von Objekten und Phänomenen – und seien es imaginäre – spricht, die außerhalb und vor der Sprache liegen. Die Welt existiert, und der Schriftsteller spricht: das ist die Literatur.«⁴² Und an anderer Stelle spricht er davon, daß die »wahre Literatur« nach einem »vermittelnden Stand zwischen den Dingen und den Wörtern« suche. »Das realistische Werk ist nicht jenes, das die Wirklichkeit »schildert«, sondern jenes, das, indem es sich der Welt als Inhalt bedient (dieser Inhalt selbst liegt im übrigen außerhalb der Struktur, das heißt außerhalb seines Wesens), so tief wie möglich die *irreale* Realität der Sprache erforscht.«⁴³ Das Problem, das sich bei White stellt, entsteht, weil das historische Feld, einerseits nur im präfigurierten, schon tropologisch durchsetzten Modus ansichtig wird und andererseits seine Faktizität behauptet werden muß, um den Unterschied der tropologisch-fiktionalen Rede in der Geschichtsschreibung und in der Literatur markieren zu können. Noch einmal: Damit hat White sich in eine widersprüchliche Lage manövriert, die nur aufzulösen wäre, wenn er sich darauf eingelassen hätte, die vorausgesetzten, noch nicht präfigurierten Tatbestände genauer zu erläutern, die Beziehung zwischen *res*, d. h. dem Nichtwörtlichen, der gedanklichen Fassung eines Sachverhaltes, und dem *verbum* bewußter nachzuvollziehen und den Augenblick zu entdecken, in dem sich eine bestimmte Trope für die Interpretation des historischen Feldes anbietet. Die Aufsätze nach *Metahistory*, be-

sonders in der Diskussion um das Holocaust-Thema⁴⁴, bewegen sich gelegentlich in diese Richtung.

Tropen unterhalten ein enges Verhältnis zur Geschichte, ja, sie sind aus dem Stoff, aus dem Geschichte ist. Sie entstammen einem bestimmten kulturgeschichtlichen Raum. Da die Gegenwart vergeht, hat die Sprache der Gegenwart keine Chance, irgendwelche Aussagen über Gegenwärtiges und Vergangenes zu machen, die nicht selber der Veränderlichkeit unterlägen. Um sich aber dennoch sinnvoll darüber verständigen zu können, was ist oder war, bietet sich die tropologische Redeweise an. Sie vermag mit dem Angebot analoger Ausdrucksweisen (»etwas ist wie«) Vergangenes aus seiner Zeit zu heben und zu vergegenwärtigen. Sie kann also den Veränderungskoeffizienten suspendieren und dem Geschehenen, das zur Sprache gebracht wird, quasi Dauer und Konsistenz verleihen, so daß sich sagen läßt, »ja, so war es«, bzw. einen metaphorisch ausgedrückten Tatbestand als quasi objektiv oder realistisch habitualisieren, so daß er als gesicherte Tatsache in den Wissensbestand der Nachgeborenen eingeht.

Ein Beispiel soll das verdeutlichen. Martin Luther wurde von Hans Sachs in einer Flugschrift als die »Wittenbergisch Nachtigall« begrüßt, »die man jetzt höret überall«. ⁴⁵ Daraus ergab sich die Deutung der Reformation als Morgendämmerung: Vom Horizont her wird es hell, die Vögel beginnen zu singen und zu zwitschern, taufrisch sind Gras und Blätter, die Geister regen sich, alles ist im Aufbruch und strebt dem hellen Tag zu. Das reformatorische Geschehen ist natürlich *stricte dictu* keine Morgendämmerung, auch keine Landschaft in der Frühe, sondern wird nur einer Erfahrung nachgestaltet, die unverändert immer wiederkehrt: Am Morgen dämmt es, das Zwielficht weicht, und der helle Tag beginnt. Das ist so, und das war so. Die Finsternis ist besiegt, und das Licht triumphiert. Über das Reformationsgeschehen wird ein Raster gelegt, das den einzelnen Ereignissen dieses Geschehens einen Sinn verleiht, den sie im Moment ihres Ab-

laufs noch nicht haben konnten. Das Raster ist zeitlos, nach naturhaft feststehendem Muster läuft der Kampf zwischen Licht und Finsternis ab und suspendiert die Möglichkeit, daß das Geschehen sich von Ereignis zu Ereignis auch anders hätte entwickeln können. Die grundsätzlich unberechenbare Veränderlichkeit des Geschehens wird aufgehoben und in einem Sprachbild objektiviert, das die Tradition der Vorstellung begründet, die Reformation habe eine neue Zeit eröffnet und sei eine Zäsur von weltgeschichtlicher Dimension. Kaum jemand kommt mehr auf die Idee, das anders zu sehen. Für viele ist das nun einfach so. Man könnte von einem Prozeß der Veräußerlichung bzw. Verobjektivierung eines Geschehens sprechen, das sich genaugenommen nur noch als ein Sprachgeschehen fassen läßt, wenn es zur bewußten Erkenntnis gebracht werden soll.

Im Grunde hatte diese undurchschaute Fähigkeit tropologischer Sprechweise die Illusion historischer Objektivität bisher genährt. Erst die Diskussion um die historische Referentialität hat den Tropologievorbehalt affirmativer Rede (»es war so«) an den Tag gebracht, so daß man nicht mehr sagen kann, daß etwas so oder so war, sondern daß es nur so war, wie es die Sprache auszusagen zuläßt. Das heißt: Die historische Referentialität ist nicht im vergangenen Objekt verankert, die historische Aussage kann deshalb nicht am Maßstab dieses Objekts beurteilt werden. Die historische Referentialität steckt auch nicht in der Beziehung, die zwischen dem Verstand des Historikers und einer vergangenen Welt besteht, sondern sie wird nach White eindeutiger, als bisher angesprochen, in die Beziehung verlegt, die »zwischen jenen Dingen, welche durch die und in der Sprache geschaffen werden«, existiert, und »den anderen Arten von Dingen besteht, aus denen sich die gewöhnliche Wirklichkeit zusammensetzt«. ⁴⁶

So vermag die Sprache zweierlei: 1. Sie kann die geschichtlich bedingte Begrenztheit ihrer Aussagekraft transzendieren und für einen Augenblick festhalten, was sich rea-

liter in sich verändernder Bewegung befindet. 2. Sie trennt den Historiker von der Welt des Faktischen, die vergangen ist, und sie verbindet ihn mit eben dieser Welt, denn Sprache, Begriff, Metapher und Erzählung sind die einzigen Mittel, die der Historiker hat, um sich Vergangenes zu erschließen und zur Erkenntnis zu bringen. So wird ihm die Vergangenheit zur Geschichte und die Geschichte zum Text. Damit setzt er sich nicht nur von einem vulgären Realismusverständnis ab, sondern bricht auch mit subtileren Konzepten von Wirklichkeit in der neueren Realismusdebatte. White hat nun gezeigt, daß die Realität sich nicht in ihrem sprachlich formulierten Abbild zur Geltung bringt, als Spiegelung des Gewesenen in der Geschichtsschreibung, und die Wahrheit des Faktischen nicht ein für allemal festgestellt werden kann, indem danach gefragt wird, ob die Aussage über das Vergangene mit dem Vergangenen selbst übereinstimmt. Eine solche Korrespondenztheorie wird abgelehnt. Die Wahrheit des Faktischen, so ließe White sich in die Gedankenflucht einordnen, die Walter Benjamin in seinen *Geschichtsthesen* (1940) andeutete, entsteht in dem Augenblick, in dem die Gegenwart sich als vom Vergangenen »gemeint« erkennt, die Zeit zum Stillstand kommt, der katastrophale Gang des Fortschritts unterbrochen wird, und die Gegenwart sich in eine bessere Zukunft führen läßt.⁴⁷ Damit wird das Faktische nicht untergraben oder annulliert, sondern wahrgenommen und angeeignet. Angeeignet wird nur, was moralisch zu verantworten ist und das Miteinander der Menschen erträglicher macht. Was das Miteinander unzumutbar belastet, zerrüttet oder zerstört, muß abgestoßen werden. Nur das kann die Vergangenheit »gemeint« haben, und darin besteht ihre Wahrheit. Diese Wahrheit ist nicht allumfassend, sie ist partikular. Dem einen begegnet sie in der Romanze, dem anderen in der Tragödie, Komödie oder der Satire, manchen in einer Mischung aus allem. Offensichtlich relativiert die historische Erkenntnis nicht, um Beliebigen aus der Geschichte herzuleiten – ein Vorwurf, der

postmodernem Denken oft gemacht wird. Sie relativiert die historische Erkenntnis vielmehr, um die Zukunftsträchtigkeit des Vergangenen zu sichern. Es ist nicht nur *ein* Weg, der weiterführt. Auf keinen Fall löst sie das Objektivitätspostulat der traditionellen Geschichtswissenschaft ein. »Metaphors can be very useful in stating insights into the way the world is, or may be taken to be, and should therefore not be banned from cognitive discourse aiming to state the truth.«⁴⁸ So hat der Literaturwissenschaftler Jan Johann Albin Mooij (Groningen) den Wahrheitsgehalt tropologischer bzw. metaphorischer Rede behauptet. Wenn es also doch einen Sinn haben sollte, von der »Wahrheit der historischen Wirklichkeit« zu sprechen, dann ist es die Wahrheit des Vergangenen, die uns in der Gegenwart begegnet und ethisch verantwortbare Wege in die Zukunft eröffnet: im sorgsam reflektierten Umgang mit tropologisch gefakter Referentialität.

II

Narrative Logik und historische Forschung

Im Zuge neuerer Überlegungen zur Geschichtstheorie ist die Erzählung in den Vordergrund gerückt: in Arthur C. Dantos *Analytischer Philosophie der Geschichte*, in Hayden Whites *Metahistory* und Paul Ricceurs *Zeit und Erzählung*.¹ Gewöhnlich wurde erzählt, was erforscht oder erkannt worden war. Das Forschende Verstehen hatte Vorrang, während die Erzählweise nicht sonderlich gepflegt wurde und in den Hintergrund trat. Was gut geraten war, wie die großen Darstellungen Leopold von Rankes, Jules Michelets oder Thomas Carlyles, wurde nicht auf sorgsam erlernte Fertigkeiten, sondern auf erzählerisches Talent zurückgeführt. Einige Historiker weigerten sich sogar, überhaupt noch zu erzählen. Sie wollten nur forschen, historische Sachverhalte möglichst genau erfassen und ihre Ergebnisse unumwunden zu Papier bringen. Hier hatte die Geschichtswissenschaft sich endgültig von der Rhetorik getrennt, die das Erzählen von Geschichten jahrhundertlang in ihre Obhut genommen hatte. Das Bedürfnis nach historischem Erzählen wurde fortan nicht mehr von geschichtswissenschaftlicher Literatur befriedigt.

Wie bereits erläutert wurde, weist Hayden White der Erzählung eine andere Rolle zu. Sie ist das Instrument, dessen Anwendung die Vergangenheit überhaupt erst erschließt, mehr noch: Die Erzählung ist historische Erkenntnis – ein Begriff, der mehr Einsicht als wissenschaftlich begründetes Urteil meint. Was man sonst von Vergangenem weiß, sind Kenntnisse von Sachverhalten bzw. Tatsachen, die auf unterschiedliche Weise in unseren Wissensbestand gelangt sind. Man weiß, daß Cäsar 49 vor Chr. den Rubikon überschritt, man weiß, daß Girolamo Savonarola 1498 n. Chr. auf der Piazza de la Signoria in Florenz gehängt und verbrannt wur-

de, man weiß auch, daß um 1500 die Karavelle in Venedig und Genua zur Karacke umgebaut wurde und mehr Wind in die Segel bekam als die Schiffe vorher. Ohne diese technische Weiterentwicklung wären die Küsten der Neuen Welt nicht erreicht worden. Das sind Tatsachen, die dokumentiert und chronikalisch überliefert sind, und es gibt zunächst keinen Grund, den Berichten und Dokumenten zu mißtrauen. Sollten dennoch Zweifel auftreten, stehen Mittel und Methoden zur Verfügung, um die Faktizität der Sachverhalte zu überprüfen. Im Grunde aber interessiert White sich dafür nicht, denn solche Kenntnisse vermitteln noch keinen Eindruck von der Vergangenheit. Sie erklären nichts, so wie eine chronologische Auflistung von Ereignissen, Geburts- und Todesdaten noch nichts darüber preisgibt, wie die Ereignisse miteinander zusammenhängen und Bedeutsamkeit erlangen. Die Erzählung hingegen ist, wie schon Arthur C. Danto darlegte, eine Form der Erklärung. Was wir von der Vergangenheit erfahren, wird von Erzählungen vermittelt. Über die Vergangenheit läßt sich nicht »realistisch« reden, sondern nur »metaphorisch«. Die Metapher bildet die vergangene Realität nicht ab, sie repräsentiert sie, besser noch, sie präsentiert sie. Genau daran entzündete sich der Streit mit Vertretern der traditionellen Geschichtsschreibung. White wird vorgeworfen, daß es ihm nicht um die Vergangenheit selbst, sondern nur um die Art und Weise geht, wie über sie gesprochen wird. So aber, meinte man, könne niemals historische Erkenntnis gewonnen werden, man erfährt nur etwas über das Darstellungsvermögen der Autoren, die über Geschichte schreiben und deren Texte aufeinander verweisen, jedoch nichts über die vergangene Realität. Gabrielle M. Spiegel meinte: »Geschichte, die Vergangenheit, wird zu einem Subsystem sprachlicher Zeichen, zu einem Sprachspiel nach den Regeln einer Sprachgemeinschaft, der die Historiker angehören.« Im Grunde befürchtet sie, daß die »Vergangenheit« sich in Literatur auflöst.²

Daß White sich auf eine andere, nichttraditionelle Weise doch um die Referentialität der historischen Erzählung bemüht, ist im vorigen Kapitel gezeigt worden. In diesem Kapitel wird dasselbe Problem noch einmal anhand der Lösungsvorschläge erörtert, die der niederländische Geschichtstheoretiker Frank R. Ankersmit zur Diskussion stellte. Er begann zunächst auf der Linie Whites zu argumentieren und schlug erst später einen Weg ein, der den angeblich drohenden Realitätsverlust der historischen Erzählung im postmodernen Denken allgemein durch eine Theorie besonderer Realitätsnähe abzuwenden versuchte.

1

Ankersmit, der die Sprache des Historikers in *Narrative Logic* einer semantischen Analyse unterzog, brachte die Kontroverse um ein neues Geschichtsverständnis bzw. einen anderen Umgang mit Geschichte auf folgenden Begriff: »narrative idealism« versus »narrative realism«¹. Damit will er keineswegs den Vorwurf des Realitätsverlusts bestätigen, der gegen Whites narrativen Idealismus erhoben wurde, sondern zum Ausdruck bringen, daß beide Weisen, eine Erzählung zu konzipieren, einmal realistisch und das andere Mal idealistisch, aus einem unterschiedlichen Verständnis von Realität erwachsen.

»Narrative realism«: Obwohl die historische Arbeit in der Tradition des Historismus von der Einsicht in die Geschichtlichkeit des Lebens bestimmt wird, trennt sie das Erkenntnisobjekt vom Erkenntnisobjekt, dem allein Geschichtlichkeit attestiert wird. Das Erkenntnisobjekt erhebt sich indessen über den »Strom der Zeit« und beobachtet von einer Position oberhalb dieses Stroms, wie Ankersmit meint, was unten dahinfließt. Die Aufgabe, der sich der Historiker stellt, ist die Wiedergabe dessen, was er beobachtet. Er macht sich ein Bild vom Gewordenen. Das Ergebnis ist eine

mimetische Reproduktion dessen, was war. Das Kriterium, das über den Wahrheitsgehalt des Bildes entscheidet, ist die »historische Realität«. Was mit ihr nicht deckungsgleich ist, perspektivisch verkleinert, kann nicht wahr sein. Das ist, grob skizziert, der narrative Realismus, der mit dem Wirklichkeitsverständnis, das ihm zugrunde liegt, sogar noch das moderne Konzept der Geschichte als historischer Sozialwissenschaft bestimmt, wie Ankersmit meint, den Versuch nämlich, mit sozialwissenschaftlichen Analysemethoden zu rekonstruieren, warum und wie sich die Modernisierung im Herzen Europas vollzogen hat. Rekonstruiert wird das »Wesen« des Vergangenen (»the essence of parts of the past«) – und die Sozialgeschichte ist das angeblich letzte Glied in der Kette eines solchen essentialistischen Geschichtsverständnisses: »The triumphant note with which social history made its entry, particularly in Germany, is the most striking proof of the optimistic self-overestimation on the part of these historians, who feel they have now found the long-sought-after key which will open all historical doors.«²

»Narrative idealism«: Von einem anderen Wirklichkeitsverständnis geht der narrative Idealismus aus, den Ankersmit selber vertritt. Um das erwähnte Bild wieder aufzugreifen: Das Erkenntnisobjekt vermag sich nicht über den »Strom der Zeit« zu erheben, sondern wird von ihm mitgerissen. Für den Historiker ist die Wirklichkeit nicht überschaubar, er ist in sie ganz und gar verwickelt und erfährt sie, indem er sich selber fortwährend verändert, als Chaos. Diesen Ausgangspunkt beschreibt Ankersmit so: »The past as such cannot be understood by us: in itself, the past is a meaningless myriad of facts, states and events, an amorphous chaos of data that successfully resists a ‚conscious apprehension‘ by the historian.«³ Mit diesen Worten gibt er die Meinung Hayden Whites wieder. So ähnlich hatte schon Max Weber die Wirklichkeit beschrieben, ein Chaos, dem partiell eine Ordnung gegeben werden muß, wenn irgend et-

was an ihm oder von ihm erkannt werden soll. Aus dieser geschichtstheoretischen Einsicht folgt ein Schluß, der den »praktizierenden« Historiker zum Umdenken zwingt: Die vergangene Wirklichkeit wird nicht rekonstruiert, sondern konstruiert. Wer meint, daß damit die reine Willkür in die Arbeit des Historikers eingekehrt sei bzw. die Vergangenheit in den Konstruktionsplan des Historikers eingezwängt werde, hat den Ansatz dieses neuen Denkens nicht verstanden. Es ist der Versuch, die Aporie zu überwinden, in die der Historismus geraten war, indem er zwar von der Einsicht in die Geschichtlichkeit ausgeht, die Konsequenzen aus dieser Einsicht aber nicht für die Reflexion über das Erkenntnis-subjekt gleichermaßen zur Geltung bringt. Der traditionelle Hinweis auf die Perspektivität der historischen Arbeit reicht hier nicht aus. Der Bezug des Historikers auf sich selbst hat nichts mit einem »Narzissmus postmodernen Schreibens« zu tun, wie Richard Evans unterstellt. Ankersmit spielt nicht die Selbstreferenz gegen den Bezug auf die Vergangenheit aus, will auch nicht zu »aufgeblasener Wichtigtuerei, Solipsismus und Anmaßung führen«⁶, sondern dafür plädieren, auch die Geschichtlichkeit des Erkenntnissubjekts voll in Rechnung zu stellen. Ankersmit verfolgt nicht die Absicht, einen philosophischen Beitrag zur Geschichtlichkeit des Daseins zu leisten, er will nur die Konsequenzen aus der Geschichtlichkeit des Erkenntnissubjekts für die Beschäftigung mit der Vergangenheit bedenken. Der konstruktivistische Ansatz gibt die »historische Realität« nicht preis, wie oft behauptet wird, neben Evans zuletzt mit ebensowenig Verständnis für Ankersmit und White, für Barthes und Foucault die Einführung in die Geschichtstheorie von Chris Lorenz. Das ist um so bedauerlicher, als er mit dieser Einführung diejenigen verwirrt, die auf die neuesten geschichtstheoretischen Überlegungen neugierig sind. Er nennt seine Einführung im Obertitel eine »Konstruktion der Vergangenheit«, obwohl er das konstruktivistische Geschichtsverständnis, zumindest wie es von sogenannten postmodernen

Historikern artikuliert wird, eigentlich ablehnt. Im Text selber ist häufig genug von der Rekonstruktion, aber nicht von der Konstruktion der Vergangenheit die Rede.⁷ Doch hier gilt nur ein Entweder-Oder: Wer sowohl von Konstruktion als auch von Rekonstruktion spricht, hat sich noch nicht auf die Radikalität dieses neuen Geschichtsverständnisses eingelassen. Im übrigen wird nicht die Vergangenheit konstruiert, als ob es sie sonst nicht gäbe, konstruiert wird die Geschichte. Nicht alles, was vergangen ist, ist Geschichte. Aus dem Amorphen des Vergangenen wird zur Geschichte nur das, was eine Gestalt, und das heißt, eine Sprache erhält. Um den Gedanken wieder aufzunehmen: Der konstruktivistische Ansatz ist als die äußerste Anstrengung zu verstehen, der »historischen Realität« abzutrotzen, was von ihr zu erkennen möglich ist.

Ein solches historisches Konstrukt ist die Erzählung. Über den konstruktivistischen Charakter des »historical idealism« hatte schon Louis O. Mink in seinem Aufsatz »Interpretation and Narrative Understanding« (1972) geschrieben, White spricht von einem »literarischen Artefakt« und Ankersmit von einer »Narratio« beziehungsweise einer »narrative interpretation«⁸. Es handelt sich dabei um den Text, der auf metaphorische Weise die Vorstellung wiedergibt, die sich vom Zusammenhang der Fakten, bei Ankersmit von den »statements«, also den Feststellungen über Fakten, während der Beschäftigung mit Vergangenen gebildet hat. Bemerkenswert ist nun, daß nicht die »statements« die Interpretation in der Form der Erzählung konstituieren, auch nicht die Fakten selbst, sondern umgekehrt, die Anlage der Interpretation die Fakten konstituiert.⁹ Unter »Konstruktion« ist der Vorgang zu verstehen, in dem den Fakten eine Bedeutung beigemessen wird. Wichtig ist ferner die Feststellung, daß der zu interpretierende Text für sich steht; er ist autonom insofern, als er keinerlei Direktiven von den »statements« oder »Fakten« erhält. Ankersmit kann das pointiert so zum Ausdruck bringen: »historical narrative

shows the past in terms of what is not the past«, und zur Metapher in Beziehung setzen: »what the metaphorical utterance is about in terms of something else«¹⁰. Die Autonomie des Textes erweist sich auch darin, daß das Vergangene nicht hinter der Erzählung bzw. der Sprache des Historikers hindurchleuchtet. Hinter dem Text ist nichts. Die Erzählung zeigt nicht das Vergangene, sondern nur, wie man das Vergangene sehen könnte. Sie ist ein Vorschlag (»proposal« oder »showing«), aber nicht ein historisches Urteil, das feststellt, was war oder wie etwas war.¹¹ Unter diesem Gesichtspunkt kann eine historische Aussage weder wahr noch falsch sein. Hier gelten nicht mehr die Regeln der herkömmlichen Epistemologie, die das Wahrheitskriterium im Untersuchungsgegenstand verankert. Strenggenommen werden mit den Erzählungen auch keine Erkenntnisse gewonnen, sondern nur Einsichten in die Art und Weise, wie Vergangenes gesehen werden kann. Deshalb geht jede Kritik, die vom narrativen Idealismus fordert, sich der Wahrheitsfrage im traditionellen Sinne zu stellen, ins Leere.

Deutlicher als White stellt Ankersmit sich dem Problem der historischen Referentialität, der Beziehung zwischen vergangengem Ding, einem Sachverhalt, Ereignis, Geschehen, und der Sprache. Eine solche Beziehung ist vor allem im Rahmen der herkömmlichen Epistemologie thematisiert worden und stört die Konzeption des modernen Narrativismus. Dennoch übt sie, neu gefaßt, auch hier eine notwendige, also nicht nur beiläufige Funktion in der Beschäftigung des Historikers mit der Vergangenheit aus – ganz entgegen den Vorwürfen der Kritiker. Diese Funktion erhält sie beziehungsweise von der erzählenden Interpretation selber zugewiesen: als stoffliche *Voraussetzung* der Erzählung und ebenso als deren *Folge*. Das muß erläutert werden. Voraussetzung ist die Funktion insofern, als »statements« die Informationen von Vergangenem sind, denen eine Aussage über Vergangenes erst abgerungen werden kann, wenn sie in einem erzählerisch gestalteten Textzusammenhang zur Spra-

che kommen. Von sich aus haben sie keine Sprache, es ist die Sprache des Historikers, die ihnen eine Bedeutung bzw. einen historischen Status verleiht. Die »statements« sind nicht einfach nur gegeben, sie werden nach Ankersmit vielmehr von der historischen Forschung erstellt – ganz im Rahmen herkömmlicher Epistemologie. Um ein Beispiel zu geben: Der Thesenanschlag Martin Luthers im Oktober 1517 als individueller Tatbestand, soweit die Kenntnis von ihm keiner interpretierenden Erläuterung bedarf, ist noch nicht das Ereignis, das in einen Zusammenhang mit der Reformation oder auf den Begriff der »Reformation« gebracht werden könnte, ebensowenig der Auftritt des Mönchs aus Wittenberg vor Kaiser und Reich in Worms 1521, auch nicht die brüske Reaktion Luthers auf den Aufstand der Bauern 1525. Das ist noch nicht viel, nur dürre Information, noch nicht verwickelt in ein Gewebe von Bedeutungen. Ganz klar ist allerdings nicht, was Ankersmit sich unter »statements« vorstellt und wie er sie von interpretativen Sätzen abgrenzt. Wir müssen nämlich schon wissen, was der Thesenanschlag war, wie der Auftritt Luthers in Worms zustande kam und welche Haltung der Reformator zu den aufständischen Bauern einnahm, bevor es möglich ist, sie in ein Verhältnis zueinander zu setzen, um den Zusammenhang als »Reformation« zu begreifen. Ist es wirklich so, daß dürre »statements« miteinander zu einer Erzählung verknüpft werden oder nicht doch schon narrativ erfaßte Einzelstücke? Letztlich gilt für Ankersmit aber: Was »Reformation« ist, erweist sich als das Ergebnis der Interpretation und nicht als das der historischen Forschung.

An der historischen Referentialität wird festgehalten, allerdings nur auf der Ebene der Forschung. Auf der Ebene der Interpretation kann sie nicht verankert werden, das nämliche dieser die vorhin beschriebene Autonomie und unterwürfe sie doch wieder der Wahrheitsfrage, auf die es hier keine Antwort geben kann. Mit den »statements« ist die Referentialität in der Interpretation auf indirekte Weise aber

doch präsent; auch wenn die Interpretation etwas anderes und mehr als die Summe der »statements« ist, »something more than just conjunctions of statements«¹², kommt sie ohne diese nicht aus. Daraus folgt: Die historische Referentialität wird vom modernen Narrativismus nicht preisgegeben, sie hat gegenüber der traditionellen Geschichtswissenschaft nur ihren Ort und ihre Funktion in der historischen Arbeit verändert.

Das historische Urteil kommt nicht auf der Ebene der Forschung, sondern auf der Ebene der Interpretation zustande. Hier erfahren wir, um beim erwähnten Beispiel zu bleiben, was »Reformation« ist. Genaugenommen ist aber auch das kein feststehendes, unumstößliches Urteil, wie es *stricte dictu* auch keine Erkenntnis im epistemologischen Sinn ist, es ist nur eine These bzw. ein Vorschlag, wie bereits gesagt wurde, den bezeichneten Geschehenszusammenhang als historische Realität in der dargebotenen Weise zu sehen. »These proposals are essentially the means of showing historical reality.«¹³ Darin ist Ankersmit zurückhaltender als White. Ein anderer wird diesen Zusammenhang möglicherweise anders sehen und ein dritter wieder anders. So bleibt es nicht aus: Begriff und Verständnis von »Reformation« sind und bleiben umstritten. Und gerade diese Vielfalt möglicher Vorschläge ist es, die das forschende Nachfragen wieder bzw. weiter aktiviert, um über die Qualität des einen oder anderen Vorschlags urteilen zu können und um neue Gesichtspunkte für eine verbesserte Interpretation bereitzustellen. Je mehr Daten bzw. »statements« miteinander in einem Zusammenhang vernetzt werden und je komplexer Vergangenes dargestellt wird, um so plausibler wird eine Erzählung sein. Plausibilität (das eine paßt zum anderen) wird in diesem Fall zum Kriterium, welches das Objektivitätspostulat (das eine wird als wahr und das andere als falsch erwiesen) ablöst. Was in der kritischen Auseinandersetzung oft übersehen wird, Forschung und Interpretation fordern einander, auch wenn sie getrennten Arbeitsebenen angehören:

ren: »Showing and proposals are both halfway between being based upon knowledge [von der Forschung im Sinne herkömmlicher Epistemologie bereitgestellt] and having or gaining knowledge [ebenfalls das Ergebnis weiteren Forschens]. Both are more comprehensive than knowledge: showing (the past) and suggesting a proposal (as to know the past should be looked at) or a road to knowledge of the past and an indication of how to deal with it.«¹⁴

So ist die Forschung, in der die historische Referentialität wie eh und je ihren festen Platz hatte, nicht nur die Voraussetzung der Interpretation (ohne die »statements« gibt es nichts zu interpretieren), sondern auch ihre Folge. Doch anders als herkömmlicherweise ist diese Referentialität in einem von der Erzählung dominierten Prozeß des historischen Schreibens integriert, obwohl die kognitive von der narrativen Ebene theoretisch und methodologisch unterschieden wird. Jetzt werden Erzählung und Forschung intensiver als bisher miteinander kombiniert. Das zeigt sich darin, daß die Erzählung gegenüber der Forschung nicht nur aufgewertet wird, sie nimmt ihr gegenüber auch eine heuristische, also dienende Funktion wahr, wie die Forschung umgekehrt der Erzählung dient, indem sie das »Material« bereitstellt, von dem erzählt wird. Noch einmal: Forschung führt nach Ankersmit zu Kenntnis bzw. Erkenntnis (*knowledge*), erzählende Interpretation zu Einsicht (*insight*). Beides aber gehört, wenn auch in unterschiedlicher Funktion, zur »Anatomie« (Louis O. Mink) historischer Arbeit. Bei Ankersmit wird die Notwendigkeit, sich Rechenschaft über die historische Referentialität im Umgang mit der Vergangenheit zu geben, stärker betont als bei White. Würden wir bei White darauf gestoßen, das Problem der Referentialität neu zu fassen, anders also als im Rahmen objektivistisch-realistischer Epistemologie, ist das bei Ankersmit nur bedingt der Fall. Er weist der Referentialität in der historischen Arbeit zwar einen neuen Platz an, sie ist Voraussetzung und Folge des Erzählens, aber in sich bleibt es bei dem Lösungsvorschlag,

den der Historismus im Rahmen der philosophischen Erkenntnistheorie des 19. Jahrhunderts gefunden hat.

Dreierlei vermißt man bei Ankersmit: Zum einen wird versäumt, neben der Logik des Erzählens (»narrative logic«) ebenso gründlich die »Logik« der historischen Forschung (»historical research«) einer umfassenden Analyse zu unterziehen, denn nur zusammen machen sie die Arbeit am Vergangenen aus, so daß Geschichte entstehen kann. Zum anderen hat Ankersmit sich nicht intensiv genug auf die Frage eingelassen, ob in die Forschungsanalyse, die sich am Problem der Referentialität orientiert, nicht doch erzählerische Elemente so tief eindringen, daß beide Ebenen (Forschung und Erzählung) nicht wirklich getrennt werden können – ein Problem, das sich schon bei White zeigte. Ankersmit hat zwar in einem komplizierten Argumentationsgang herausgearbeitet, welche Art von Gegebenem die Rolle des Referenten übernehmen könnte, nämlich nur das »individual thing«¹⁵, der eindeutig zu benennende, aller Zusammenhänge enthobene Sachverhalt, nicht jedoch solche Sachverhalte, deren Identität erst in den Beziehungen und übergeordneten Zusammenhängen in Erscheinung treten. Übrig bleibt mit dem »individual thing«, wenn man Ankersmit nicht mißverstehet, kaum mehr als ein dürres Faktum, so etwas wie eine Realie, die wenig Aussagekraft hat, ja, wohl überhaupt nicht haben soll. Ankersmit hat aber nicht eigentlich berücksichtigt, daß auch die angeblich eindeutig benennbare Individualität geschichtlich geprägt ist, also zeitgebundener Bedeutungszuweisung unterliegt, die erkannt werden muß, um *eindeutig* benannt werden zu können. Man versteht nicht den Unterschied zwischen einer Karavelle und einer Karacke, wenn der Entwicklungskomplex der Schiffahrtstechnik und die Sehnsucht nach einer »neuen Welt« nicht erläutert werden. Im Grunde wird der Referent auf die Faktizität des »individual thing« reduziert. Sobald von ihm mehr gesagt wird, also wie etwas *vorher* war und wie es *jetzt* ist, sobald der Zeitfaktor einbezogen wird, ver-

fällt der Forscher in interpretierendes Erzählen. Er begibt sich auf die Ebene, auf der Referentialität im traditionellen Sinne keine Rolle spielen kann. Im Widerspruch dazu steht aber, was über die heuristische Funktion der Erzählung für die Forschung und über die »Folge« der Erzählung gesagt wurde. Es ist ja gerade schon narrativ Zubereitetes, das zur Grundlage für weitere Forschungen wird. Schließlich und zum dritten war der narrative Idealismus aus einer Kritik am traditionellen Forschungsverständnis erwachsen und zu der Einsicht gelangt, daß die Vertreter des narrativen Realismus einer Illusion erlegen seien, wenn sie meinten, sie könnten die historische Realität auf annähernd objektive Weise zur Darstellung bringen. White hat auf eindrucksvolle Weise in *Metahistory* gezeigt, daß die traditionelle Geschichtsschreibung grundsätzlich überhaupt nicht der zeitgenössischen Epistemologie, sondern der »Logik« des Erzählens gefolgt sei. Im Grunde also, ließe sich folgern, habe diese Geschichtsschreibung, ohne es zu wissen, eine postmoderne Erzählkonzeption erfunden – *avant la lettre*. Wenn die Logik des narrativen Idealismus sich also *e contrario* aus dem Irrweg des narrativen Realismus ergibt, dann hat es wenig Sinn, Voraussetzung und Folge der Erzählung noch diesen Irrweg beschreiten zu lassen. Es ist überhaupt nicht einzusehen, warum die Forschung einem Wirklichkeitsverständnis verpflichtet sein soll, das die Erzählung bereits überwunden hat. Hier wird noch Klarheit vermißt.

Trotz dieser Mängel kann der Ansatz, den Ankersmit in seinem Frühwerk entwickelte, als ein Fortschritt in einem doppelten Sinn gesehen werden: Zum einen wird das theoretisch bisher wenig durchklärte Verhältnis von Wissenschaftlichkeit und künstlerischer Kreativität zu einem stringenten Konzept der Geschichtsschreibung verarbeitet, und zum andern findet das Realitätsverständnis der Historiker endlich Anschluß an die philosophischen, wissenschafts- und kunsttheoretischen Diskussionen der Gegenwart. Die historische Disziplin erhält einen modernisierenden Impuls.

Herbert Schnädelbach hatte den Historismus eine »Aufklärung der Aufklärung« genannt¹⁶, jetzt könnte der neue Narrativismus als eine Aufklärung des Historismus verstanden werden. Der neue Narrativismus steht in der Tradition von Aufklärung und Historismus. Er verändert, überbietet und bereichert sie – auch dies ein »Projekt«, das noch nicht vollendet ist.

2

Die von ihm vorgeschlagene Lösung des Referentialitätsproblems befriedigte Ankersmit wohl selber nicht. Die Referentialität in einem Arbeitsgang zu verankern, der nicht mehr zum Kernbestand der Operationen gehört, die im eigentlichen Sinne historisch genannt werden könnten, schwächt das Kriterium, das über die Sachgemäßheit einer historischen Aussage entscheidet. Und diese Referentialität der alles beherrschenden Neigung der Sprache auszuliefern hatte ihn ohnehin nicht überzeugt, sonst wäre er nicht auf die halbherzige Idee verfallen, eine Lösung im gespaltenen Miteinander von traditioneller Tatsachefeststellung und postmodernem Erzählvorgang zu suchen. So diagnostizierte er die Situation noch einmal, in der die Referentialität zum Problem geworden war, und meinte, den Grund für dieses Problem darin gefunden zu haben, daß Realität und Sprache voneinander getrennt, ja, die Sprache »in Opposition zur Realität gerückt bzw. außerhalb der Realität platziert« wurde.¹⁷

Hatte Hayden White einen Weg von der Sprache zur (historischen) Realität gesucht und die Referentialität, soweit es seine Prämissen zuließen, in den Erzählvorgang hineingezogen, geht Ankersmit jetzt den umgekehrten Weg: Er folgt den Hinweisen, die in die Erfahrung von Realität eingegangen sind und darauf drängen, dieser Erfahrung den angemessenen sprachlichen Ausdruck zu verleihen. Auf diese

Weise soll ein »Kontakt zur Realität« behauptet werden, »der vom Wesen der Sprache noch nicht im voraus bestimmt ist«¹⁸. Es gibt natürlich unterschiedlich intensive, zumeist vermittelte Erfahrungen von Realität. Worum es Ankersmit aber geht, ist die »unmittelbare« Erfahrung, d. h. die Wahrnehmung der Realität, wie sie enger und intensiver gar nicht gedacht werden könnte. Diesen Weg, so meint er, habe bereits Johan Huizinga im Anschluß an die literarische Bewegung des »Sensitivismus« in den Niederlanden gegen Ende des 19. Jahrhunderts beschritten (»historische sensatie«) und auf andere Weise auch erstaunlicherweise der spätere Hayden White, der die Anregung aufgegriffen habe, die mediale Verbform der griechischen Grammatik zu reaktivieren – statt »ich wasche etwas« (aktive Form) oder »ich werde gewaschen« (passive Form) die Zwischenform »ich wasche mich« – und im Medium zu erkennen, daß die vorsprachliche Realität das Ihre dazu beiträgt, der Sprache den Ausdruck abzuverlangen, der zu einem angemessenen Verständnis der betreffenden Realität führt.¹⁹ Gemeint ist in diesem Fall die Realität des Holocaust, die nicht postmoderner Auslegungsbeliebigkeit ausgeliefert werden dürfe. Ob die neueren Absichten Whites im Sinne einer Wende richtig verstanden wurden, sei dahingestellt, auf jeden Fall hat Ankersmit eine Möglichkeit aufgezeigt, den Konnex zwischen Realität und Sprache so zu denken, daß der Historiker sich nicht mehr in zwei Erkenntnisbereichen bewegen muß, wenn er sowohl dem *linguistic turn* als auch der Referentialität gerecht werden will. Sprache und Realität sind auch nicht so ineinander verwickelt, wie Ankersmit es an Hans-Georg Gadamer's *Wahrheit und Methode* kritisiert²⁰, sie sind, so Ankersmit, vielmehr deutlich voneinander in der Erfahrung unterscheidbar und dennoch aufs engste miteinander verbunden, einer Erfahrung, die nach einem angemessenen sprachlichen Ausdruck verlangt.

Ankersmit will die Bewegungsrichtung von der Realität zur Sprache sichern. Allerdings wird der Erfahrungsbegriff

nicht so konzipiert, daß er den Historiker mit einer Kette historischer Ereignisse verbindet, ihn also in einen chronologischen Kontinuitätsstrom der Vergangenheit stellt und ihm als dem letzten Glied in dieser Kette die Möglichkeit verschafft, zurückdenkend und zurückforschend die Verbindung mit den Ereignissen aufzunehmen, die er genauer unter die Lupe nehmen und zur Darstellung bringen möchte. Das wäre der Weg einer mittelbaren, Überlieferungsgeschichtlich vermittelten Erfahrung und nicht einer unmittelbaren. Unmittelbarkeit kommt zustande, insofern historische Erfahrung »immer eine Abgrenzung der erfahrenen Vergangenheit« bewirkt, »sowohl von anderen Aspekten der Vergangenheit als auch vom gesamten vorhandenen Wissen, welches das Subjekt der historischen Erfahrung über den relevanten Teil bzw. relevante Teile der Vergangenheit besitzt«. Noch deutlicher: »Historische Erfahrung ist gewissermaßen ein ›Loch‹ oder ›Bruch‹ in der Kontinuität unserer Erfahrung wie auch unseres Wissens von Realität.«²¹ So werden die Zeiten übersprungen, und die vergangenen Ereignisse können direkt auf denjenigen treffen, der sich ihnen zuwendet.

Ankersmit ist sich wohl im klaren darüber, daß diese Art intuitiver Empfindung, wie Huizinga die historische Erfahrung verstanden wissen wollte, kaum als Grundlage für eine Logik der Geschichtswissenschaft dienen kann, zumal er weiß, daß eine solche Erfahrung nicht alltäglich, nicht erzwingbar und lediglich exzeptionellen Werken der Geschichtsschreibung eigen ist. Offensichtlich will er zunächst nur die Existenz und Dominanz des vorsprachlichen Bereichs gegenüber der Ordnung herausstellen, die dem einstigen Geschehen mit Hilfe der Sprache nachträglich gegeben wird. Außerdem will er zeigen, mit welcher Sorgfalt die sprachlichen Mittel, die uns zur Verfügung stehen, eingesetzt werden müssen, um genau zu erfassen, was erfahren wurde.

Zweierlei ist auch an dieser Lösung problematisch. Erstens bleibt die Frage ungeklärt, ob es tatsächlich die vergangene Wirklichkeit ist, die Direktiven erteilt, wie sie selber

verstanden werden will, oder ob es nicht doch die exklusiv-begnadete Rezeptivität des Historikers ist, die ihren Part zwischen Realität und Sprache spielt. Wäre ersteres der Fall, hätte Ankersmit sich nicht sehr weit vom traditionellen Realismus in der Geschichtswissenschaft entfernt. Sollte letzteres der Fall sein, liefe alles auf das Ausdrucksverstehen des Historismus hinaus – mit allen Elementen des Bewußtseins-subjektivismus, der gerade durch die neuere Sprachphilosophie bzw. den *linguistic turn* überwunden werden sollte. Zweitens spricht Ankersmit jetzt mit Emphase davon, daß die Historie eine empirische Disziplin sei, da die narrative Arbeit des Historikers ja in historischer *Erfahrung* gründe und abgesehen von der Erfassung des historischen Datenmaterials das »beständige Experimentieren« mit Sprache, also das Bemühen, die richtigen Worte für die Erfahrungsinhalte zu finden, ein Akt empirischer Wissenschaft sei.²² Gerade der Umgang mit Sprache, der Wirklichkeit zur Erkenntnis bringt, dürfte nach Walter Benjamin eher für eine reflexive als für eine empirische Wissenschaftlichkeit der Historie sprechen. Das intuitiv-unmittelbare Erfahrungsverständnis ist nicht das Erfahrungsverständnis, das dem positivistisch-rationalen Denken zugrunde liegt und in dessen Tradition es sinnvoll ist, die eine oder andere Wissenschaft eine empirische Disziplin zu nennen. Hier tragen die Überlegungen Ankersmits zur Begriffsverwirrung bei, so nützlich es ist, über das Verhältnis von vorsprachlichen und sprachlichen Realitätsbereichen noch einmal nachzudenken. Insgesamt ist die Selbstkorrektur Ankersmits wohl eher mißglückt als geglückt.

3

Eine interessante Variante zu den Überlegungen über beide Realitätsbereiche hat Hermann von der Dunk, ein niederländischer Kollege Ankersmits, vorgelegt. Für ihn ist Reali-

tät beides: »silent prelinguistic sensorial impression as well as the subsequent conversion into the linguistic universe.«²⁴ Eindeutig ist die Reihenfolge. Zuerst steht der Eindruck, der von der vorsprachlichen Realität herrührt, und dann folgt die Umwandlung (»conversion«) dieses Eindrucks in seinen sprachlichen Ausdruck. Und doch wird diese Reihenfolge nicht nur postuliert, um hartnäckig am Hergekommenen festzuhalten, sondern über den sprachlichen Realitätsbereich erschlossen, in dem wir uns gewöhnlich bewegen und in dem uns Erfahrungen zu Bewußtsein kommen. »It remains true [...] that our perception of reality cannot be separated from the ordering interpretation.«²⁵ Die Bemühungen um die richtigen Worte deuten nämlich darauf hin, daß wir es mit einer Realität zu tun haben, die nicht leicht in Worte zu fassen ist und unser sprachliches Ausdrucksvermögen nötigt, sich ihr in immer wieder neuen Versuchen anzupassen. Die Nötigung zur Anpassung, die übrigens ein sprachlicher Läuterungs- und Präziserungsakt ist, in dem Sprache von Sprache zerstört wird, um den Kontakt zur ursprünglichen Realität sprachlich wiederherzustellen, wird als Spannung erfahren, die sich aus dem Berührt- und Bewegtwerden durch beide Realitätsbereiche ergibt. Ontologisch gesehen dominiert der vorsprachliche, erkenntnistheoretisch der sprachliche Bereich. Was »real« ist, wird uns in sprachlichen Formen der Verständigung klar. Doch diese Erkenntnis löst die erwähnte Spannung nicht auf, denn je präziser die Beschreibung des ursprünglichen Eindrucks ausfällt, um so mehr sensibilisiert sich unsere Rezeptivität für diesen Eindruck und vertieft unsere Kenntnis. Und der vertiefte Eindruck nötigt uns, ihn wiederum angemessen zum Ausdruck zu bringen. Auf diese Weise bleibt die Spannung erhalten und wird zum hermeneutischen Ort historischer Arbeit. Wichtig ist Hermann von der Dunk allerdings die Feststellung, daß dieser Ort nicht nur für das Verstehen der Vergangenheit im Vorgang des Erzählens bedeutsam ist, sondern auch im Erfassen und

Verstehen gegenwärtiger Realität. In beiden Fällen geht es darum, daß Realitätserfahrungen nur über die Art und Weise, wie sie in unserer Erinnerung aufbewahrt sind, unserem Leben eingefügt werden können: »It is only in memory that reality seems to acquire its sense and value. This means that only past reality in the temporal sense can become integrated reality in our life.«²⁵ Unsere bewußtgewordenen Erfahrungen haben eine erzählerische Struktur (»a narrative structure«), egal, ob sie sich auf die Vergangenheit oder die Gegenwart beziehen. Diese Unterschiede sind nur gradueller Natur. Daß der Historiker aber auch Erfahrungen zu analysieren hat, die für die handelnden Personen damals noch nicht abgeschlossen waren, wird leider nicht bedacht, macht aber die vorgeschlagene Lösung anfechtbar.

Auf den Beitrag Hermann von der Dunks wurde hingewiesen, weil er den unmittelbaren Kontakt mit vergangener Realität überzeugender zu wahren versteht als Ankersmit. Er löst die Dualität von vorsprachlichen und sprachlichen Realitätsbereichen auf und erschließt sich den vorsprachlichen durch den sprachlichen Bereich hindurch. Der vorsprachliche setzt den sprachlichen Bereich sogar in sein Recht ein, allerdings bindet er den sprachlichen Bereich auch an sich und hält ihn in Abhängigkeit. Hermann von der Dunk nimmt dem Streit um das Eindringen des *linguistic turn* in die Geschichtswissenschaft zwar seine Schärfe, hält aber letztlich doch am traditionellen Verständnis von Realität fest, das damit rechnet, daß sich der sprachliche Ausdruck – wie das forschende Verstehen einst – nach und nach der vergangenen Realität annähern wird, soweit sie einen Eindruck hinterläßt.

Auch die nordamerikanische Mediävistin Gabrielle M. Spiegel bemüht sich, die Diskussion um die Postmoderne in der Geschichtswissenschaft zu entschärfen – mit philosophischer Kompetenz und historiographischer Erfahrung. Entschieden wendet sie sich gegen die Auflösung der »Materialität des Zeichens«²⁶ (gemeint ist wohl: des Zusammen-

hangs von Zeichen und Bezeichnetem), die zu befürchten sei, wenn die Selbstkorrektur des *linguistic turn* versagt. Sie kritisiert die Behauptung, daß nur noch Texte mit Texten kommunizieren, jedoch nicht Texte mit der Realität, von der sie sprechen. »Jenseits der Sprache gibt es keine Realität, diese ist «immer schon» in Sprache konstituiert, die ihrerseits unserem Wissen über die Welt vorangeht.«²⁷ Mit diesen Worten (so ähnlich äußerte sich auch Ankersmit in seiner Frühschrift²⁸) charakterisiert sie das postmoderne oder poststrukturelle Denken allgemein, besonders die extremen, realitätsauflösenden Ansichten, die Jacques Derrida vortrug und die keinen Raum mehr für historische Referentialität lassen. Sie wehrt diese Ansichten jedoch nicht *à limine* ab, sondern begibt sich in ein kritisch-freundschaftliches Gespräch mit Historikern und Historikerinnen, die sich dem *linguistic turn* bereits geöffnet haben und »new cultural studies« betreiben. Dieses Gespräch führt auf einen Kompromiß hinaus: Die schöpferisch-einnehmende Macht der Sprache, die Realität schafft, wird nicht geleugnet, ebenso wird aber auch an der Eignung der Sprache festgehalten, die Materialität der sozialen Situation zu erfassen und auf diese Weise die konkrete historische Bedingtheit des Sprachgebrauchs in den Quellen, also ihren sozialen Kontext, aufzudecken. Sprache schafft ja nicht nur neue Realität, mit ihrer Hilfe eignet man sich auch Kenntnisse von bereits bestehender, in konkreten Situationen unmittelbar wirkender, den sprachlichen Ausdruck und den narrativen Stil bestimmender Realität an. Sie folgt ihrer »sozialen Logik«²⁹ genauso, wie diese Logik sich über die sprachlichen Mittel, die uns zur Verfügung stehen, zu erkennen gibt. Forschung und Erzählung stehen also nicht mehr, wie in Ankersmits *Narrative Logic*, nebeneinander. Sozialer Kontext, der im postmodernen Denken irrelevant wurde, und literarischer Text sind miteinander verschlungen. Um ein Beispiel zu geben: Die Kritik am Klerus bzw. die antiklerikale Situation war der soziale Kontext, in dem die Flugschriften der Reformations-

zeit entstanden, die nun ihrerseits dazu beitrugen, diese Situation so zu gestalten, daß der Antiklerikalismus die Ständegesellschaft zu erschüttern und den Übergang von der Priester- zur Laienkultur endgültig zum Erfolg zu führen vermochte. Die Frage nach einer Realität außerhalb oder jenseits von Sprache bzw. Text stellt sich nicht. Der soziale Kontext ist der sprachlichen Äußerung »eingeschrieben«, und die Sprache, die in einem konkreten Text verwendet wird, schließt eine Analyse ihrer Kontextualität mit ein.³⁰ So ist es nicht das Wissen um die Bedeutsamkeit des sozialen Kontexts, das eine historische Analyse erzwingt, wie von den Kritikern Whites und Ankersmits gefordert wird, sondern die Sprache selbst, um recht verstanden zu werden. Ihre wechselvolle und veränderungsfähige Komplexität kommt über die »soziale Logik« zur Sprache. Man könnte sogar sagen, daß die Aufklärung der Sprache über sich selbst, ihre Veränderlichkeit bzw. ihre in permanentem Wandel begriffene Selbstreflexivität, ohne die »soziale Logik« gar nicht zustande käme. »Erst nachdem wir dem Text seinen sozialen und politischen Kontext wiedergegeben haben, können wir begreifen, wie Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit die diskursiven und materiellen Bereiche menschlicher Aktivität formen und damit ermesen, worin die »soziale Logik« eines Textes, eines Falls situativen Sprachgebrauchs besteht.«³¹ Die Sprache spiegelt ihren Kontext wieder und sie gestaltet ihn. Damit stellt sie nicht nur den Kontext, wie die Kritiker des *linguistic turn* forderten, sondern die Gesellschaft in einem komplexeren Sinne her. Kein Versuch, den angeblichen Hiatus oder die Kluft zwischen Realität und Sprache zu überwinden, überzeugt mehr als dieser Vorschlag aus dem Schoß moderner Mediävistik.

Das gilt nicht nur für das Sprachproblem, wie es sich in den historischen Quellen darstellt; das gilt auch für den Umgang mit Sprache in den historischen Disziplinen allgemein: Die unablässig sich erneuernde Tendenz der Sprache, ihre permanente, sich an neue Gegebenheiten angleichende Mo-

ernisierung, und der soziale Kontext, in dem sich diese Modernisierung vollzieht, die Verwissenschaftlichung der Geschichte, fließen ineinander. Unter diesem Gesichtspunkt macht es keinen Sinn, Moderne und Postmoderne voneinander zu trennen, sie bleiben aufeinander angewiesen. Die Postmoderne wird zur Avantgarde der Moderne, und die Moderne nimmt den postmodernen Umgang mit Realität in ihre Geschichte auf. Das »Ende der Geschichte«, wie es in postmodernen Schriften gern verkündet wird, ist nicht in Sicht. Das tritt im Ringen um historische Referentialität deutlich zutage.

III

Diskurs und Realität

Philipp Sarasin hat die linguistische Herausforderung für die Geschichtswissenschaft so beschrieben: »Die sinnhafte, die soziale Realität ist eine unmittlere oder eine in Sedimenten abgelagerte mittelbare Wirkung der von Sprechern verwendeten sprachlichen oder allgemeiner der semiotischen Strukturen – von den einzelnen Phonemen/Zeichenelementen bis zu diskursiven Einheiten. Auch wenn Praktiken, Gesten und Gegenstände selbst nicht mehr sprachlich verfaßt sind, sind sie nur relevant in der sozialen Welt, weil ihnen diskursiv eine Bedeutung zugeschrieben wird.«¹ Das ist eine Beschreibung der Position, die Michel Foucault einnimmt »Man bleibt in der Dimension des Diskurses.«² Die Diskurse sind der Gegenstand der Geschichtswissenschaft, daran läßt Foucault keinen Zweifel; sie sind sprachliche Praktiken, in denen Realität entsteht. Foucault kennt auch Realität außerhalb der Diskurse, nichtdiskursive Praktiken also, die in die Diskurse hineinwirken, aber die Realität, die im Diskurs entsteht, nimmt seine Aufmerksamkeit besonders gefangen und führt zu der Feststellung: Wer den Diskurs analysiert, deckt Realität auf, und in diesem Zusammenhang entsteht auch die Frage nach der historischen Referentialität. Sie gehört zum Kernstück der Diskursanalyse und nimmt auf dem verschlungenen Weg, auf dem sich die Diskursanalyse Foucaults ausgebildet hat, Gestalt an. Dieser Weg führt von der *Ordnung der Dinge* (1966) über die *Archäologie des Wissens* (1969) zur *Ordnung des Diskurses* (1971) und *Überwachen und Strafen* (1975). Auf diesem Weg hat sich nicht nur der Untersuchungsgegenstand verändert, sondern auch die Methode. Der Akzent verlagert sich von den diskursiven zu den nichtdiskursiven Praktiken, von der Dekonstruktion des Subjekts zur Sorge um

das Selbst; und die Methode verschiebt sich von der archäologischen zur genealogischen Methode – alles allerdings im Rahmen des Diskurses. Sobald der Weg, den Foucault gegangen ist, klar vor Augen liegt, kann die Frage nach der Referentialität eine Antwort finden.

Paul Veyne, der althistorische Kollege am Collège de France und Freund Foucaults, hat den Diskursanalytiker nicht in erster Linie als einen Philosophen, sondern als einen Historiker gewürdigt, ja, mehr noch: »Foucault ist der vollendete Historiker, ist Vollendung der Historie.« Und für diejenigen, die eine Verflüchtigung der »historischen Realität« im Diskurs oder ihr völliges Verschwinden befürchten, muß es herausfordernd klingen, wenn Veyne in Foucault den potentiellen »Urheber der wissenschaftlichen Revolution« sieht, »um die alle Historiker bis jetzt nur herumgeschlichen sind«, mehr noch, wenn er behauptet, Foucault sei jetzt schon »der erste vollständig positivistische Historiker«¹. Trotz oder verschmitzt nennt Foucault sich selber einen »glücklichen Positivist«². Er trennt nicht, wie im Positivismus üblich, zwischen erkennendem Diskurs und zu erkennender Realität, er hält beide aber in einer Spannung, die neue Perspektiven für historische Arbeit zu eröffnen vermag. Darauf hatte bereits der Philosoph Guy Lardreau in einem Interview mit Georges Duby hingewiesen. Er bemerkt die Verwandtschaft zwischen Duby und Foucault und fährt fort: »Bei beiden führt ein radikaler Nominalismus dennoch zur Anerkennung der zur Existenz eines historischen Wissens notwendigen Positivität«³. Es ist nicht in erster Linie die Positivität der materiellen Welt, der Dinge und Objektivationen, sondern die Positivität des Bedingungsgeflechts, das die Diskurse ermöglicht, die Foucault im Auge hat, ihre »schwere und bedrohliche Materialität«. Die Diskurse sind Gegebenes, das nicht nach den Regeln der Hermeneutik zu verstehen ist, um hinter den Sinn des Gesagten zu kommen; sie sind vielmehr nur genau zu beschreiben, wie Objekte beschrieben werden.⁶

Möglicherweise hat Veyne in seiner euphorischen Zuneigung zu Foucault übertrieben, Anlaß für die Geschichtswissenschaft, sich mit der historischen Praxis, auch mit theoretischen und methodologischen Überlegungen Foucaults zum Umgang mit Geschichte zu beschäftigen, ist das Urteil des Freundes allemal. Mit Foucault bahnt sich ein Wandel in der Historie an, der sich mit dem maliziösen Wort Jean-Paul Sartres über die »Unmöglichkeit historischer Reflexion«, die Foucault in *Ordnung der Dinge* angeblich aufzeigen wollte, nicht aufhalten läßt.⁷

1

Es ist nicht einfach, sich ein genaues Bild vom Diskursverständnis Foucaults zu verschaffen. Erstens hat sich sein Verständnis im Laufe der Zeit verändert, ebenso der thematische Anwendungsbereich, und zweitens ist es eine Eigenart Foucaults, sich der normativen Kraft von Definitionen zu entziehen. Ist man froh darüber, hier oder da in seinem umfangreichen Œuvre einen Ansatz von Definition gefunden zu haben, werden alle hochgestimmten Erwartungen sofort wieder zunichte. Foucault zieht es vor, Aspekte des Diskursverständnisses und Funktionen des Diskurses im Ringen um Wissen und Macht zu erörtern, er vermeidet aber Aussagen, die nach einer essentiellen, für längere Zeiten geltenden Definition aussehen. Er benutzt zwar den Begriff der Definition, gibt sich oft aber mit »dem unbestimmten Status einer Beschreibung« zufrieden oder gesteht eine »wilde Benutzung« tragender Begriffe wie »Aussage«, »Ereignis«, »Diskurs« ein.⁸ Wer von der Historizität nicht nur des Erkenntnisobjekts, sondern auch des Erkenntnisobjekts überzeugt ist wie Foucault, ist mehr an der Feststellung historischer Singularität bzw. Spezifik eines Phänomens interessiert als an einer Definition, die Grenzen der Zeit überschreitet und allgemeine Gültigkeit

beansprucht. Es wird nicht nur das historische »Objekt« festgelegt, sondern dem Historiker auch die Flexibilität seiner Identität angesichts wechselnder Untersuchungszeiten geraubt und die Möglichkeit genommen, von Untersuchungsgegenstand zu Untersuchungsgegenstand jeweils ein anderer zu werden.

Foucault hat den Vorwurf Sartres zurückgewiesen, er habe die Geschichte abgelehnt. Dieser Vorwurf schießt in der Tat weit über das Ziel hinaus und ist zu einem Zeitpunkt formuliert worden, als der Siegeslauf Foucaults mit der Veröffentlichung der *Ordnung der Dinge* (1966) begann und die Überzeugungskraft von Existentialismus und Marxismus dahinschwand. Unmißverständlich stellte Foucault in dem denkwürdigen Interview in *La Quinzaine littéraire* (1968) klar, daß er nur die Absicht verfolgt habe, diejenige Geschichte, die Philosophen sich nutzbar gemacht hätten, »die Geschichte für Philosophen«, zu zerstören, nicht aber die Geschichte selbst.⁹ Vernichten wollte Foucault eine Geschichte, die sich menschlicher Intentionalität und kontinuierlich planvoller Entwicklung verdankt. Ebenso wenig wollte Foucault die Ahistorizität fortschreiben, die dem französischen Strukturalismus vorgeworfen worden war, sondern jenseits von Historismus und Strukturalismus einen »anderen« Umgang mit Geschichte vorschlagen. Um Geschichte aber ging es ihm hauptsächlich, in *Ordnung der Dinge* vor allem um die Historizität der Denksysteme. Auf diese Absicht machte Paul Veyne aufmerksam, als er davon schrieb, daß Foucault die Historie »revolutioniert«, d. h. daß er etwas anderes im Umgang mit der Vergangenheit gesucht habe, auch mit anderen Werkzeugen, als Philosophen und Historiker bisher.

Foucault hat sein gelegentlich angekündigtes Vorhaben, ein Buch über den historischen Diskurs zu schreiben, nicht realisiert, aber dennoch kann seine *Archäologie des Wissens* (1969) als ein Beitrag zur »neuen Historik« gelesen werden, wie Peter Sloterdijk es getan hat.¹⁰ Auf jeden Fall führt Fou-

cault hier die Gründe an, die ihn bewogen, sich von der bisherigen Art der Geschichtsschreibung zu trennen. Die Begriffe, Kategorien und Konzepte, die er einsetzt, sind so anders, daß die negativen Reaktionen auf seine Bücher genauso verständlich werden wie sein fassungsloses Staunen über soviel Unverständnis und Polemik.

In *Ordnung der Dinge* bemerkt Foucault, daß die »tiefe Zusammengehörigkeit der Sprache mit der Welt«¹¹, die lange währte, in der Neuzeit aufgehoben wurde: einmal indem die Sprache seit dem 17. Jahrhundert statt zu sein, was sie benennt, nur noch repräsentiert, d. h. wiedervergegenwärtigt, was ist, und zum anderen, indem seit dem 19. Jahrhundert nur noch der Sinn oder die Bedeutung dessen, was ist, interessiert. Die Sprache beginnt zwar, ihre Dominanz zu entfalten, vermag sich aber nicht gegen eine anthropozentrische Vereinnahmung zu behaupten: »wenn die Sprache etwas ausdrückt, dann nicht, insofern sie die Dinge initiiert und redupliziert, sondern insofern sie das fundamentale Wollen der Sprechenden offenbart und übersetzt.«¹² Im 17. Jahrhundert ist die Sprache nicht mehr eine »Gestalt der Welt«¹³, sondern zeigt nur, welche Gestalt die Welt angenommen hat. Und im 19. Jahrhundert deckt die Sprache nicht den Sinn auf, den die Dinge in sich tragen, sie verleiht ihnen vielmehr einen Sinn. Sie dient auch nicht der Absicht, den Dingen eine Ordnung zu geben, sie ist die Ordnung selbst. So unterschiedlich die Ordnungen beider Epochen, des klassischen Zeitalters und der Moderne, auch sind, beiden ist folgendes gemeinsam: Zwischen dem, was zu sehen ist, und dem, was ausgesagt wird, ist eine Kluft entstanden, die Sachen und die Wörter haben sich voneinander getrennt. Diese Trennung wird sich auf das Erkennen oder die Wahrnehmung von Realität in zunehmendem Maße auswirken, auch auf die Suche nach dem historischen Referenten. Für Foucault bedeutet die Veränderung, die im 17. Jahrhundert einsetzte und im 19. Jahrhundert noch einmal eine andere, neue Gestalt annahm, eine »ungeheure Reorganisation der Kultur«, die uns

von der Epoche der Renaissance im 16. Jahrhundert trennt und noch teilweise bis in die Gegenwart weiterwirkt.¹⁴

Die *Ordnung der Dinge* beschreibt diesen epochalen Einschnitt und die Folgen, die das Bedingungsgeflecht verändern, das Wissen und Erkenntnis ermöglicht. Dieses Bedingungsgeflecht ist die Ordnung, die darüber entscheidet, wie Erfahrung, Wissen und Erkenntnis entstehen, was zu denken, was zu wissen und zu erkennen möglich ist und was nicht – nicht auf dieselbe, sondern von Epoche zu Epoche auf jeweils andere Weise. Es sind also nicht die Ideen und Anschauungen, philosophischen Argumente und künstlerischen Werke im einzelnen, die Foucault untersucht. Das wäre reine Ideengeschichte. Worauf er seine Aufmerksamkeit lenkt, ist die *Episteme*. Darunter versteht er das Ordnungssystem, das Auskunft darüber gibt, wie ein Zeichen mit dem verbunden sein kann, was es bedeutet, denn nur in der Beziehung zwischen Zeichen, Wörtern, Sprache und den Dingen wird erfaßt, was wirklich ist. Die Ideen und Anschauungen sind Phänomene an der Oberfläche, die Ordnung, wie Foucault sie konzipiert, liegt tiefer. Um auf diesen Unterschied mit besonderem Nachdruck hinzuweisen, kann er davon sprechen, daß Ideen und Anschauungen nicht eigentlich wirklich sind, wirklich ist dagegen die Ordnung, die dafür sorgt, daß Ideen und Anschauungen nach bestimmten Regeln artikuliert werden. Die realitätsträchtige Faktizität der Ordnungsstrukturen in der Tiefe und die Flüchtigkeit historisch noch unerfüllter Ideen an der Oberfläche: Das mußte Foucault, formal gesehen, an ein Modell der französischen Strukturgeschichte erinnern, wie es von Fernand Braudel entwickelt wurde. In der Tiefe »langer Zeiten« bilden sich die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen aus, die den Lauf der Gesellschaftsgeschichte bestimmen. Die Ereignisse sind dagegen Oberflächenphänomene, in denen keine Wahrheit ist. Bei Foucault wurde die Denkkordnung oder eine Form des Wissens, und nicht eine materiale Realität, zur Bedingung all dessen, was gedacht werden konnte.

Daraus ergeben sich Konsequenzen für die Kritik an der traditionellen Geschichtswissenschaft und für den Vorschlag, Geschichte anders zu schreiben als bisher. Darauf wird noch genauer einzugehen sein, vorerst jedoch müssen die Ordnungsprinzipien erläutert werden, die Foucault zu Signaturen einzelner Epochen erhebt. Es sind dies die Ähnlichkeit, die Repräsentation und die Rückbezüglichkeit des Selbst bzw. die Selbstrepräsentation des Menschen, die sich vor der äußeren Welt verschließt.¹⁵

In der Renaissance des 16. Jahrhunderts war nach langer Geschichte ein letztes Mal noch das Prinzip der Ähnlichkeit am Werke. Was einander ähnlich war oder mit Hilfe der Interpretation zur Ähnlichkeit gebracht werden konnte, wurde zueinandergefügt. Bis in die Endlosigkeit der Details hinein entstand nach und nach das Wissen von der kosmischen Ordnung, wie sie der Welt von Anfang an zugrunde lag und im »Buch der Natur« nachgelesen werden konnte. Auf diese Weise fanden die Zeichen ihre Entsprechung in der Realität, in die sie schon vorher eingeschrieben worden waren, »in der Tiefe der Zeit den Dingen auferlegt«¹⁶, ja, die Zeichen waren »Gestalten der Welt« selbst. Enger konnte die Zusammengehörigkeit von Zeichen und Ding nicht gedacht werden.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts, des klassischen Zeitalters, begann dieses System der Ähnlichkeiten zu zerfallen. An der Schwelle dieses Zerfalls steht Don Quichotte, dem es nicht mehr gelingt, sich mit Hilfe des Ähnlichkeitsprinzips zu orientieren. Er vergleicht die Realitäten, die ihm begegnen, mit den Abenteuern in den Ritterromanen, in denen er sich auskennt. Doch die Windmühlenflügel, gegen die er ankämpft, sind nicht die Rüstung der riesenhaften Ritter, die ihm einst hoch zu Roß mit erhobener Lanze entgegengestürzt waren. Die Mägde in den Bauernstuben sind nicht die jungen Damen bei Hofe: »Die Ähnlichkeiten täuschen, kehren sich zur Vision und zum Delirium um«¹⁷. So wurde Don Quichotte zum »Ritter von der traurigen Gestalt«, der

auf der Suche nach Analogien hilflos umherirrte und schließlich scheiterte.

Das Prinzip der Ähnlichkeit war inzwischen dem Prinzip der Repräsentation gewichen. Die Sprache zog sich »aus der Mitte der Wesen zurück« und trat in ihr »Zeitalter der Transparenz und Neutralität« ein.¹⁸ Jetzt verstandigte man sich in Diskursen auf die Zuschreibung eines Zeichens für ein Ding, um alles nach Identität und Differenz zu ordnen. Die Analyse des Differenten löste die Entdeckung des Analogon ab und wurde zum Prinzip der neuen Ordnung. Die Zeichen und die Dinge begannen sich voneinander zu trennen, die Wörter waren den Dingen nicht mehr eingepreßt, sie wurden nur noch genutzt, um die Dinge voneinander abzugrenzen, ihre Identität zu bestimmen, sie zu klassifizieren und auf die Reihe zu bringen. In diesem Sinne wurden die Dinge von den Wörtern repräsentiert, d. h. vergegenwärtigt bzw. wiedervergegenwärtigt – nicht mehr in der Unendlichkeit des Ähnlichkeitsdiskurses, sondern in der Endlichkeit einer diskursiv ermittelten taxinomisch-linearen Ordnung (z. B. Carl von Linné). Verglichen mit dem Ähnlichkeitswissen der Renaissance entstand eine neue »Seinsweise des Wißbaren«, »Geschichte, gleichzeitig als Wissen und als Seinsweise der Empirizität«¹⁹. Beide abhängig von der ordnungsstiftenden Funktion der Vorstellung, doch ontologisch voneinander getrennt, und mit ihr der eindrucksvolle Fächerkanon empirischer Wissenschaften (z. B. Francis Bacon). Die Vorstellung schafft die Anordnung von Dingen, die sich untersuchen lassen.

Auch die Repräsentation als Prinzip, das den Dingen eine Realität gab, hatte keinen Bestand. Um die Zeit der Französischen Revolution begann ihre Plausibilität abzunehmen, und die Autonomie, mit der das Subjekt konstruiert, was ist, setzte sich durch. Eine neue Erfahrung brach sich Bahn. Peter Sloterdijk hat die komplizierten, detailliert vorgetragenen Argumente Foucaults so zusammengefaßt: »Indem im Bereich des Ökonomischen durch die Analysen von A. Smith

die Arbeit als eigentliche Dominante des wirtschaftlichen Prozesses hervorgehoben wird; indem im Bereich der Lebewesen das Prinzip der Organisation von Funktionen sich durchsetzt; indem im Bereich der Sprachwissenschaften das Grammatische als eigenständige Dimension von Ordnung sich zwischen die Vorstellung und deren phonetische Repräsentation schiebt: melden sich mit einem Mal empirische Größen wie Leben, Arbeit, Sprache, die allesamt in einer auf die Repräsentation nicht reduzierbaren, vorstellungsäußerlichen dinglichen Autarkie bestehen«²⁰. Das ist eine Erfahrung, die schlagartig die Einsicht in die Historizität der jeweiligen *episteme* vermittelt, allerdings nicht in ihren gleitenden, kontinuierlichen Übergang von einem Zustand zum anderen, sondern in den Bruch, der beide Zustände voneinander trennt. Historizität und Geschichtlichkeit gehen bei Foucault mit Diskontinuität und nicht mit Kontinuität einher – eine Erkenntnis, die sich der Einsicht in ihre eigene Historizität am Ende des 18. Jahrhunderts verdankt. Allerdings stellte sich diese Einsicht schubweise ein. Arbeit, Leben und Sprache wurden zu Kategorien einer Ordnung, die das geltende Repräsentationssystem zerrüteten und ihre neue, ordnungsbildende Funktion schließlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts enthüllten, um so zu Signaturen der Moderne zu werden. Damit sind jene drei Stellen im Repräsentationssystem bezeichnet, an denen sich eine Veränderung anbahnte.

(1) *Arbeit*: nicht mehr der von den produzierten Gütern bestimmte Tauschwert, sondern die Mühe und Zeit, die aufgewandt wurden, um diese Güter zu erzeugen, werden zum Maßstab für ihre Bewertung. Im ökonomischen Denken beginnt die Arbeit auf diese Weise den Handel zu ersetzen, und das bedeutet einen Blick in das *Innere* des wirtschaftlichen Vorgangs. Zum Vorschein kommt, was in den produzierten Gütern eigentlich selbst steckt, d. h. auch die historische Bedingung, unter der gearbeitet und produziert wird. Die Geschichte zieht in die Analyse des Ökonomischen ein.²¹

(2) *Leben*: nicht mehr die auf dem Vergleich der sichtbaren Strukturen beruhende, hierarchisch gegliederte Klassifikation der Einzelwesen²², sondern die *innere* Beziehung zwischen der sichtbaren Gestalt und der gesamten, nicht ohne weiteres sichtbaren Organisation des Körpers, die das äußere Struktur- und Unterscheidungsmerkmal überhaupt erst plausibel erscheinen läßt. Dadurch tut sich ein Unterschied zwischen dem Organischen und Anorganischen auf zwischen Belebtem und Unbelebtem. Es entsteht, »an den Grenzen des Lebens, das Unfruchtbare und Bewegungslöse – der Tod«. Mit der Kategorie des Lebendigen, das »produziert, indem es wächst und sich reproduziert«²³, und zwar unter konkreten historischen Bedingungen, kommt auch hier Geschichte ins Spiel – paradoxerweise mit der Einsicht in die Begrenzung und nicht in den unaufhaltsamen Fortgang des Lebens.

(3) *Sprache*: nicht die repräsentierende Funktion der Sprache, die den Dingen im Grunde äußerlich bleibt, sondern die »Dimension des rein Grammatikalischen«²⁴. War es die *innere* Organisation des Lebendigen, die das Repräsentationssystem der Naturgeschichte aufzulösen begann, so ist es hier der »*innere* Mechanismus«, die Beziehung nämlich zwischen den Lauten und Wörtern untereinander, ein Mechanismus, der die repräsentativ-funktionale Engführung der Sprache weitet und ihre Autonomie begründet. In diesem autonomen Mechanismus ruhen die Merkmale, die das Besondere einer Sprache ebenso wie ihre Ähnlichkeit mit einer anderen bestimmen. So wird sich »die Historizität«, wie Foucault sagt, »in der Mächtigkeit des Sprechens selbst Zutritt verschaffen können«²⁵. Die Sprache erhält ihre eigene Geschichte. Ebenso deutet sich hier schon die »postmoderne« Einsicht an, daß Geschichte nicht mit Sprache als Darstellungs- oder Erkenntnismedium, sondern in Sprache ihre Artikulation finden wird, extrem formuliert, in Sprache als dem Medium, das Geschichte ist – vorläufig allerdings noch anthropozentrisch befangen.

Das hat Foucault ausführlich, auf kompliziert-verschlungene Weise analysiert, er hat jedoch hinzugefügt, daß dieser Einschnitt in das Repräsentationssystem im 18. Jahrhundert nicht auf einen Schlag erfolgt sei, die Akzentuierung der historischen Dimension habe noch eine Weile gebraucht und sei, erstaunlicherweise sozusagen mit einem zweiten Schlag, erst zwischen 1795 und 1800 in Erscheinung getreten. Diese Einsicht, daß der Mensch unter historisch einmaligen Bedingungen arbeitet, lebt und spricht, ist zur Signatur der Moderne geworden. Alles nimmt einen unverwechselbaren, singulären Charakter an. Die Zeit bestimmt, was etwas bedeutet. Realität wird, was der Mensch in der Zeit hervorbringt.²⁶ Die Diskurse, in denen Wirklichkeit entsteht, sind geschichtlich und werden zum Gegenstand der historischen Wissenschaft, die sich jetzt als Disziplin im Kreis der Humanwissenschaften etabliert. Vom 19. Jahrhundert an definiert die Geschichte »den Entstehungsort des Empirischen«²⁷. Darin sieht Foucault einen Vorgang, der ebenso radikal wie fundamental ist. Die neue *Episteme* eröffnet einen Raum, dem vorher keine Beachtung geschenkt worden war und der jetzt erst geordnet wird. In dieser Beobachtung liegt übrigens auch der Grund, warum Bruch und Diskontinuität im Umgang mit Geschichte zu den wichtigsten Kategorien heranwachsen. Die *Episteme* verändert nämlich keinen bereits bestehenden, sie ordnet nicht den bekannten Raum neu, sondern strukturiert einen neuen Raum. Wenn eine Metapher weiterhilft: Die Transformation der *Episteme* läßt sich nicht als Keim begreifen, der sich allmählich zu einer Pflanze entwickelt, auch nicht als Metamorphose einer vorangehenden anderen Gestalt, sondern als Schnitt im Sinne einer filmischen Technik. Trotz der Einwände, er habe diese Transformation nicht historisch-genetisch erklärt, nicht erörtert, wie es denn von dem einen zum anderen Zustand gekommen sei, weigert Foucault sich, eine solche Erklärung nachzuholen. Die Entstehung des Bruchs bleibt für ihn ängstlich. Als Historiker hat er die Veränderung, die in

der *Episteme* stattgefunden hat, nur genau zu beschreiben, nach François Dosse »die Bestandsaufnahme der Diskontinuitäten als lauter momentaner Blitzlichter«²⁸.

2

Im Zentrum des neuen Raumes steht der Mensch, auf ihn bezieht sich die neue Ordnung und von ihm her entwirft sie sich. Es ist neuzeitliche Subjektivität, die hier in ihrer Historizität oder Geschichtlichkeit mit ihrer Selbstbezüglichkeit des Subjekts zum Vorschein kommt und zur Signatur der Moderne wird. Das ist so zu verstehen: Die moderne *Episteme* zeichnete sich dadurch aus, daß die Subjektivität des Menschen zum schöpferischen Ursprung jeder Realität wurde und auf diese Weise nicht mehr erreichte, was außer ihr war. Das »Selbst« hatte sich in sich selbst verkapselt, und alles war zum Produkt der Subjektsprache geworden. Es repräsentierte nicht mehr die Dinge, sondern eigentlich nur noch die Selbstbezüglichkeit des Subjekts. »Der Mensch ist in der Analytik der Endlichkeit eine seltsame, empirisch-transzendente Dublette, weil er ein solches Wesen ist, in dem man Kenntnis von dem nimmt, was jede Erkenntnis möglich macht«²⁹. Indem der Mensch sich also verdoppelt, im Bereich des Empirischen ebenso wie im Bereich des Transzendentalen existiert, verschließt sich die Repräsentation vor der äußeren Dingwelt. Er sieht sie nicht mehr, wie sie ist, sondern nur als Produkt der Vorstellung, die er von sich selbst hat. Hier beschreibt Foucault das Phänomen, das Norbert Elias, in seiner Aufklärungskritik ihm nicht unähnlich, mit dem Begriff des »homo clausus« im *Prozeß der Zivilisation* (Einleitung von 1969) zu fassen versuchte.³⁰ Verständlich wird so, daß sich die ganze Wißbegierde des Menschen jetzt auf ihn selbst konzentrierte und auf diese Weise die sogenannten Humanwissenschaften entstanden: Wissenschaften vom Menschen wie Psycholo-

gie, Ethnologie, Geschichte. Für uns ist Geschichte wichtig. Sie verdankt sich der Tatsache, daß Arbeit, Leben und Sprache zu Quasi-Transzendentalien wurden, d. h. daß Geschichte einerseits in diese Bereiche eingedrungen ist und andererseits als Wissenschaft von der Subjektivität des Menschen abhängig wurde – wie die empirischen Wissenschaften allgemein. Die *Episteme* der Moderne, soweit sie die empirische Seite des Menschen betrifft, wurde zum *historischen Apriori* unseres Denkens, das aber insgesamt, wie die Auffassung vom Menschen als einer empirisch-transzendentalen Dublette andeutet, in der Selbstbezüglichkeit des Subjekts gründet. Auf diese Weise beruht freilich die Wissenschaftlichkeit, die das Zeitalter der Moderne beherrscht, nach Foucault auf einer Illusion. Sie entbehrt, pointiert gesagt, jeder Realität.

Das betrifft auch das Geschichtsverständnis, über das Foucault in einigen ebenso komplizierten wie scharfsinnigen Abschnitten, besonders auch am Ende der *Ordnung der Dinge*, spricht. Die epochale Entdeckung der Geschichtlichkeit, die im Objekt der Erkenntnis am Werke ist, in Arbeit, Leben und Sprache, das wichtigste Ereignis der Moderne überhaupt, bedeutet, daß jeder Bereich eine ihm eigene Zeit hat und Geschichte durchläuft, so daß der Mensch, der selber zum Objekt der Erkenntnis wurde, ein fragmentiertes Konglomerat unterschiedlicher Zeiten, d. h. eigentlich aber selber »enthistorisiert« ist.³¹ Als Subjekt der Erkenntnis, das er auch und vor allem ist, setzt er sich allerdings als Subjekt der Geschichte und zieht die Zeit der einzelnen Bereiche in die eigene Zeit hinein, denn erkennen kann er nur, frei nach Immanuel Kant, was er selbst hervorgebracht hat. Indem er die Welt aus sich heraussetzt, universalisiert er, was als partikularer Charakter von Zeit und Geschichte im empirischen Objektbereich (Arbeit, Leben, Sprache) sichtbar geworden war. Er macht sich zum Herrn über Geschichte zu allen Zeiten, paradoxerweise aus dem Gefühl heraus, daß der Partikularismus der Zeitbereiche, in deren Geschichten er ver-

flochten ist, ihn leer ausgehen läßt. Der Mensch ist den partikularen Ereignissen unterworfen, wie Foucault sagt, »aber zugleich kehrt sich dieses Verhältnis reiner Passivität um, was in der Sprache spricht, was in der Ökonomie arbeitet und konsumiert, was im menschlichen Leben lebt, ist nämlich der Mensch selbst«³². Die Selbstbezüglichkeit des Subjekts enthüllt nicht nur den illusionären Charakter von Realität und Geschichte, wie sie gewöhnlich gesehen werden, sondern zeigt auch, daß die Wissenschaftlichkeit der Moderne ohne Rationalität ist. Das will Foucault offensichtlich mit seinem Buch über *Die Ordnung der Dinge* zum Ausdruck bringen, das bezeichnenderweise den Untertitel trägt: *Eine Archäologie der Humanwissenschaften*.

Mit Hilfe seiner archäologischen Methode deckt er die *episteme* auf, nicht zuletzt um die wissenschaftliche Engführung aller Erfahrung und Erkenntnis auf den Menschen zu weiten, indem er die Grenzen der Erkenntnisgegenstände beschreibt, d. h. ihre Historizität, und Raum für ihre Überschreitung schafft. Wenn die epistemische Ordnung der Moderne ihre allgemeine Orientierungskraft und Plausibilität einbüßt und sich vielleicht sogar bald auflösen wird, wie Foucault am Ende seiner *Ordnung der Dinge* mutmaßt, »dann kann man sehr wohl wetten, daß der Mensch verschwindet wie am Meerufer ein Gesicht im Sand«³³. Es ist natürlich nicht die Menschennatur, die von der Erdoberfläche verschwinden wird, sondern die verhältnismäßig junge *Vorstellung* vom Menschen, um den alles kreist, als sei er nicht nur der Mittelpunkt, sondern auch der Ursprung des Kosmos, der ihn umgibt.

Mit Nietzsche und Heidegger wird Foucault oft in den modernen Antihumanismus eingeordnet, in den Versuch, den Menschen zu dezentrieren und den »kosmologischen Narzismus«, wie Herbert Schnädelbach sagt, zu überwinden.³⁴ Nicht zuletzt ist es der polyphone Diskurs der Strukturalisten um die Dezentrierung des Subjekts gewesen, der Foucault zu seiner pointierten Aussage über den Gesichts-

verlust des Menschen geführt hat. Was Foucault am Humanismus kritisiert, ist letztlich der Versuch, dem menschlichen Leben einen Zweck zu setzen bzw. einen Sinn zu verleihen, ohne zuzugeben, daß er sich in den Humanwissenschaften in Wirklichkeit nur um »Systeme, Strukturen, Kombinatoriken, Form usw.« bemüht. Das aber sei etwas vom Menschen »Verschiedenes«, hat Foucault im Gespräch mit Paolo Caruso (1969) noch einmal unterstrichen und sich nicht bewegen lassen, seine eigenen Bemühungen um den Menschen in irgendeiner Weise auch nur als einen besseren Humanismus auszuweisen.³⁵

Obwohl Foucault mit den Prinzipien der Aufklärung hart ins Gericht geht (mit der Idee des Fortschritts, der historischen Kontinuität, der sich universal realisierenden Freiheit, mit dem Subjekt, das der Ursprung alles Wirklichen ist und sich anmaßt, die Totalität des Wirklichen zu denken) und diese Prinzipien auch im Humanismus eine tragende Rolle spielen, hat er doch eine klare Unterscheidung zwischen Humanismus und Aufklärung getroffen. Der neuere Humanismus scheint ihm gezwungen zu sein, »sich auf bestimmte, von Religion, Wissenschaft oder Politik entlehnte Vorstellungen des Menschen zu stützen«³⁶, er ist überhaupt nicht wertneutral und hat gelegentlich auch seltsame Blüten getrieben: »es gab eine Zeit, in der man die humanistischen Werte unterstützte, die der Nationalsozialismus verkörperte, und in der die Stalinisten von sich selbst sagten, sie seien Humanisten«³⁷. Die Aufklärung dagegen ist nach Foucault das »Prinzip einer Kritik und einer permanenten Kreation unser selbst in unserer Autonomie«³⁸. Das ist etwas anderes, nämlich »ein Prinzip, das im Herzen des historischen Bewußtseins liegt, das die Aufklärung von sich selbst hat«³⁹ – und daß Foucault nicht nur das Subjekt aus dem Denken verdrängt, sondern sich auch um das »Selbst« sorgt, zeigen seine späteren Veröffentlichungen. So warnt er davor, Humanismus und Aufklärung miteinander zu verwechseln. In seinem Aufsatz *Was ist Aufklärung?* (1983), aus dem gerade

zitiert wurde, wehrt er sich mit aller Entschiedenheit gegen den Versuch, ihm eine Entscheidung für oder wider die Aufklärung aufdrängen zu wollen. Auf keinen Fall erlaube die Verweigerung einer solchen Entscheidung, ihm antiaufklärerische Motive zu unterstellen. Im Gegenteil, man könnte seine Bemühungen, die historischen Bedingungen des Wissens zu erfassen und den rationalistischen Schein der Humanwissenschaften zu durchschauen, als einen aufklärerischen, allerdings nicht universalen, wohl aber partikulären Impuls begreifen, der Freiheit des stets neu entstehenden Subjekts in der Unterbrechung von Bedeutung und Sinn, die ihm aufgezwungen waren, eine Gasse zu schlagen bzw. »der unbestimmten Arbeit der Freiheit einen neuen Impuls zu geben«⁴⁰. Was Foucault positiv mit der Aufklärung verbindet, ist »die ständige Reaktivierung einer Haltung – das heißt eines philosophischen Ethos, das als permanente Kritik unseres historischen Seins beschrieben werden könnte«⁴¹. Diese Haltung mündet in eine »historische Ontologie unser Selbst«⁴², die Wahrnehmung historisch bedingter Grenzen der eigenen Subjektivität und der kleinen Chancen, sie in einem Akt der Befreiung zu überschreiten.⁴³ Das verbindet im Grunde die unterschiedlichen Schaffensperioden Foucaults miteinander – wenn auch in verschiedener Absicht, Klarheit und Intensität des Arguments: »Wie können wir als vernunftbegabte Wesen existieren, die sich zum Glück zum Gebrauch einer Vernunft verpflichtet haben, die unglücklicherweise von ihr innewohnenden Gefahren durchzogen wird? Man sollte diesen Fragen so nahe wie möglich bleiben und im Auge behalten, wie schwierig ihre Beantwortung ist«⁴⁴. Foucault steht trotz seiner Aufklärungskritik in der Tradition der Aufklärung, nur: er geht den Weg der Aufklärung noch einmal anders und sucht einen anderen Zugang zur Moderne.

In der *Ordnung der Dinge* führt Foucault die Analyse bis an jene Stelle heran, wo die moderne *Episteme* sich auflöst bzw. an dem empirisch-transzendentalen Doppelcharakter

des Menschen zerbricht. Sie zerbricht an der Tatsache, daß der Mensch »positives Gebiet des Wissens« sein muß, aber doch nicht »Gegenstand der Wissenschaft« sein kann.⁴⁵ So geht der Diskurs der Moderne, wie Schnädelbach in seiner Foucault-Interpretation sagt, an den eigenen Aporien zu Grunde.⁴⁶ Die Kritik, die an dem Vorwurf Foucaults geübt wird, die moderne Philosophie sei bis heute einer anthropologischen Engführung ihres Denkens erlegen, mag auf der Argumentationsebene philosophischer Ideen berechtigt sein; wichtig ist für den Historiker jedoch die andere Feststellung Schnädelbachs, daß Foucault nämlich »die praktisch-pragmatische *Episteme* der Moderne« genau diagnostiziert habe.⁴⁷ Die Auflösung der modernen *Episteme*, die in der Dezentrierung des Menschen gipfelt wird, führt nach Foucault jetzt schon zur »Wiederkehr der Sprache«, d. h. zur Sprache, die sich nicht mehr einsetzen läßt, um das Ordnungsbedürfnis des Subjekts zu befriedigen, sondern die als in sich selbst ruhende Einheit auftritt und die Diskurse zu jenen Praktiken werden läßt, denen Auskünfte über Realität wie über Geschichte zu entnehmen sind, ja, in denen Realität und Geschichte überhaupt erst Gestalt annehmen, auch wenn die Sprache vorerst noch anthropozentrisch ausgeführt ist. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich die Aufmerksamkeit Foucaults bereits in der *Archäologie des Wissens* und in der berühmten Antrittsvorlesung am Collège de France über die *Ordnung des Diskurses* 1970 von der *Episteme* wegbewegt und dem Diskurs zuwendet. Ulrich Brieler hat diese Verschiebung genau registriert und darauf hingewiesen, daß Foucault zunächst den Charakter korrigierte, den er der *episteme* zugeschrieben hatte: aus einem invariablen Denksockel, der nur eine Verknüpfungsart der Diskursbeziehungen in einer Epoche zuließ, wird nun ein Feld, in dem unterschiedliche Anordnungen von Diskursbeziehungen in weiter Streuung, aber begrenztem Rahmen möglich sind.⁴⁸ Dieses dynamische Arrangement der *Episteme* vermag deutlich zu machen, warum die Aufmerksamkeit

sich sodann auf die Diskurse bzw. die Konfigurationen der Diskurse verlagert, denn die epistemische Kraft, bestimmte Diskurse zu ermöglichen, kann nur über die Analyse der Diskurse selbst zur Kenntnis gebracht werden. Und hier deutet sich auch an, daß Diskurse noch etwas anderes sind als Ideen, Theorien oder literarische Texte. Letztere entspringen einer schöpferischen Absicht der Autoren, während die Diskurse nicht der Absicht eines Autors folgen, sondern sich den Bedingungen verdanken, die ein epistemisches Feld konstituieren. Sie sind ohne intentionales Subjekt. So hat sich die Aufmerksamkeit des Historikers von den Ideen auf die Diskurse verschoben. Der »Gegenstand der Geschichte wird die Diskursanalyse. Ohne sie wird die Frage nach dem historischen Referenten keine Antwort finden.

Verschoben hat sich auch der methodische Aspekt, unter dem Foucault das Vergangene betrachtet. Die archäologische Methode wurde eingesetzt, um den Grund zu erkunden, auf dem wir stehen. Mit ihrer Hilfe stieß Foucault auf die Ordnung, die dem Wissen, das wir von der Wirklichkeit haben, Form bzw. Struktur verleiht. Das brachte ihn in die Nähe des Strukturalismus und der Strukturgeschichte, wie sie in der Schule der *Annales* ausgebildet worden war. Was ihn mit dem Strukturalismus verband, war die Einsicht, wie tief der Mensch in die Strukturen seiner Gesellschaft verwickelt ist, so daß er keine Chance hat, sich selber zum Ursprung der strukturellen Ordnung zu erklären. In dem bekannten Gespräch mit Paolo Caruso aus dem Jahr 1969 sagte Foucault: »Man entdeckt, daß das, was den Menschen möglich macht, ein Ensemble von Strukturen ist, die er zwar bedenken und beschreiben kann, deren Subjekt, deren souveränes Bewußtsein er jedoch nicht ist«⁴⁹. Was ihn vom Strukturalismus trennte, war zunächst die Historisierung der Strukturen und sodann die Annahme einer Pluralität struktureller Beziehungsmuster im epistemischen Feld. An der Strukturgeschichte faszinierte ihn vor allem die Theorie

historischer Zeiten: unterschiedlicher Zeitabläufe in den verschiedenen Lebensbereichen, die zusammen eine Epoche bilden – im Politischen, Wirtschaftlichen, Geographisch-Sozialen. Was ihn störte, war das Konzept einer »histoire totale«. Natürlich geht es Foucault darum, Strukturzusammenhänge aufzudecken, und doch ist er vor einer strukturalistischen Vergewaltigung der Geschichte auf der Hut: »die Historiker versuchten bereits geraume Zeit vergeblich, Strukturen zu finden, zu beschreiben und zu analysieren, ohne jemals sich haben fragen zu müssen, ob sie nicht die lebendige, zerbrechliche, zitternde »Geschichte« sich entgehen ließen«⁵².

Als der Diskurs in das Zentrum seines Forschungsinteresses rückte, vernachlässigte Foucault die Archäologie, obwohl er ihre Mithilfe bei der Feststellung von Brüchen, Verschiebungen und Transformationen des diskursiven Beziehungsgeflechts weiterhin nutzte, und wandte sich der Genealogie zu, die er im Anschluß an Friedrich Nietzsche zu einer eigenen genealogischen Methode ausarbeitete.

3

Foucault bemerkte sehr bald, daß das, was sich unter den Füßen befindet, mehr noch, als in der *Ordnung der Dinge* und der *Archäologie des Wissens* bemerkt worden war, historisch fragmentiert ist: »die Zwischenfälle, die winzigen Abweichungen oder auch die totalen Umschwünge, die Irrtümer, die Schätzungsfehler, die falschen Rechnungen, die das entstehen ließen, was existiert und für uns Wert hat«⁵¹. Das eine greift nicht auf kontinuierliche Weise in das andere und bildet keinen homogenen, festen Sockel, auf dem wir stehen oder mit dem wir zusammenwachsen, so daß uns eine gewachsene Identität mit dem Ursprung verbände. Alles ist brüchig, zerstückelt, letztlich ohne Zusammenhang; dafür drängt sich die Frage nach der eigenen

Herkunft auf. Um die Suche nach der sauberen Quelle, aus der alles fließt, kann es allerdings nicht gehen, zu stark war in den vergangenen Untersuchungen bereits der Eindruck, den die Beobachtung von Brüchen und abrupten Transformationen hinterlassen hatte. Die Methode der Genealogie leitet nicht die historisch-genetische Suche nach den Anfängen, geschweige denn nach dem Ursprung an, um einen Prozeß des Werdens zu rekonstruieren. Paradoxe Weise sieht Foucault in der genealogischen Methode einen Weg, die Diskontinuitäten aufzudecken, die sich vor uns aufgebaut haben, zur Auflösung des Ichs führen werden und »an den Orten und Plätzen seiner leeren Synthese tausend verlorene Ereignisse wimmeln« lassen.⁵² Um die begrenzten, singulären, im historischen Feld jeweiliger Epochen verstreuten Ereignisse geht es Foucault. Sie werden mit der genealogischen Methode aufgespürt, genau beschrieben und deutlicher, als im Umkreis der Archäologie sichtbar werden konnte, auf die Gegenwart bezogen. Allerdings sind es nicht die ephemeren Oberflächenerscheinungen, die Foucault im Auge hat. Ereignisse, wie er sie sieht, fügen sich auch nicht in einen vom Ende der Geschichte her gedachten Prozeß ein. Sie sind nicht Entscheidung, Schlacht und Friedensschluß, auch nicht Regierungszeit, sondern die tiefeinschneidende »Umkehrung eines Kräfteverhältnisses, der Sturz einer Macht, die Umfunktionierung einer Sprache und ihre Verwendung gegen die bisherigen Sprecher, die Schwächung, die Vergiftung einer Herrschaft durch sie selbst, das maskierte Auftreten einer anderen Herrschaft«⁵³. Im Grunde sind das Themenbereiche, die jedem Sozialhistoriker am Herzen liegen müßten; auch die Abwendung von der traditionellen, an der Intentionalität des Subjekts orientierten Hermeneutik müßte doch auf Verständnis stoßen. Die Sozialgeschichte in Deutschland hat sich jedoch nicht auf Foucaults »Formveränderung« der Geschichte eingelassen, um einen Begriff Johan Huizingas zu nutzen.

Diese genealogische Analyse konzentriert sich auf das isolierte, von jedem verinnerlichten, intentional gesteuerten Sinnzusammenhang gelöste Ereignis und nimmt es in der »Außerlichkeit des Zufälligen«, d.h. von ihrer durch die Leere markierten Grenze, wahr.⁵⁴ Das ist der Grund, warum Foucault sich von der Hermeneutik als der geisteswissenschaftlichen Methode der traditionellen Historie abwendet, da es hinter den sinntragenden Aussagen nicht einen verborgenen eigentlichen Sinn gibt, und warum er »positivistisch« mit Geschichte umgeht. Wie der Archäologe im Schutt des Vergangenen auf einen Gegenstand stößt, von dem er nicht gleich weiß, ob dieser selber nur Schutt ist oder nicht ein Relikt von kultureller Bedeutsamkeit, untersucht Foucault das Ereignis und bestimmt den Ort, den es in einer bestimmten epistemischen Feldordnung einnimmt, und ebenso seine Beziehung zur Gegenwart. Deutlicher als unter dem archäologischen zeigt sich die Gegenwartsrelevanz dieser historischen Arbeit unter dem genealogischen Gesichtspunkt. Die Arbeit zersetzt die Wirklichkeit, die im Grunde nicht wirklich ist, sondern eher eine permanente Verstellung, eine Maskerade darstellt, die deutlich werden läßt, daß hinter den Masken nichts greifbar ist. Sie löst unsere Identität auf, die, genau betrachtet, von einer Vielzahl von Kräften bzw. Systemen durchwirkt, ja zersplittert wird. Und sie zerstört das Erkenntnisobjekt, das trotz gegenteiliger Beteuerungen nicht von sich absieht, um das Objekt zur Geltung zu bringen, sondern dem Instinkt, der Leidenschaft, sogar der Bosheit freien Lauf »im Willen zum Wissen« läßt.⁵⁵ Diese Gegenwartsrelevanz erklärt, warum Foucault sich gern einen »Historiker der Gegenwart« nannte. Er betrieb Geschichte nicht um der Vergangenheit, sondern um der Gegenwart willen. Er wollte die Geschichte der Gegenwart schreiben,⁵⁶ d.h. nicht darstellen, wie alles Vergangene auf die Gegenwart zulief (das Vergangene flieht ja eher die Gegenwart), sondern woraus sich die Gegenwart zusammensetzte, um sie deutlich von der Vergangenheit abzusetzen und ihre histo-

risch unverwechselbare, einzigartige Gestalt herauszustellen. Foucault spricht von einer »Ontologie der Gegenwart« und meint damit ein Projekt, das ohne die genealogische Methode gar nicht zu bewältigen sei.⁵⁷

Foucault konzentrierte sich auf den Diskurs, weil er in ihm den Zugang zum Wissen erkannt hatte und mit der Analyse der Formen des Wissens da einsetzen wollte, wo Wissen von dem, was ist, entsteht, ja, die Gegenstände allererst erfunden werden, um die wir uns bemühen. Wissen entsteht nicht in der Äußerung einfallsreicher Gedanken über bereits bestehende Gegenstände. Was der eine oder andere als Verarbeitung von Wissen anbietet, Romane, philosophische Traktate, wissenschaftliche Abhandlungen, ist im Grunde nur seine eigene Sicht von den Dingen oder von der Wirklichkeit. Die Realität entsteht erst in den Diskursen, d.h. in einem Gemurmelt, das keinen Autor hat, sondern sich auf anonyme, subjektlose, wohl aber epistemisch geregelte Weise vollzieht und solange geführt wird, bis ein Gegenstand entstanden ist, so daß er in den allgemeinen, allseits akzeptierten Wissensbestand eingeht. Wie Wahnsinn entstehen konnte, hat Foucault beispielsweise in *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961) untersucht. Von solchen subjektlosen Diskurselementen ist natürlich auch ein literarischer, philosophischer oder wissenschaftlicher Text durchwirkt, insofern sind also auch Literaten, Philosophen und Wissenschaftler an der diskursiven Herstellung von Wissen beteiligt. Solche Diskurse werden in bestimmten historischen Feldern geführt, dort erscheinen sie an verschiedenen Stellen verstreut und stehen zueinander in Beziehung, d.h. sie bilden Formationen. Wir sprechen vom medizinischen, ökonomischen oder linguistischen Diskurs. Andererseits stehen auch diese Formationen untereinander in Beziehung und lassen insgesamt eine epistemisch geordnete Wirklichkeit entstehen.

Diskurse, wie Foucault sie versteht, sind sprachliche und nichtsprachliche Akte bzw. Praktiken. Sie sind auf keinen

Fall sprachliche Aussagen, die die Intention eines Autors zum Ausdruck bringen, oder Kommunikationsprozesse, in denen man sich über bereits vorhandene Sachverhalte austauscht und verständigt, bis sich ihre Wahrheit enthüllt. Sie sind sprachliche bzw. nonverbale Praktiken, mit deren Hilfe überhaupt erst geschaffen wird, was erkannt und gewußt werden kann. Was auf diese Weise entsteht, ist mehr als ein Sprachgebilde, es ist über Sprache hinaus Wirklichkeit. Um dieses »mehr« geht es in der *Archäologie des Wissens*: »Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen, aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses mehr muß man ans Licht bringen und beschreiben.«⁵⁸ Das ist ein Hinweis darauf, daß die Diskursanalyse sich nicht, wie oft verstanden wurde, in einer Sprachanalyse bzw. einer Textanalyse erschöpft, sondern die gesellschaftlichen Praktiken und die sich bildenden institutionellen Formen mit einschließt. So sind sprachliche Diskurse auf Institutionen bezogen, die sie selber hervorbringen: Immaterielle und materielle Diskurse, Aussagen und Praktiken, gehören zusammen und konstituieren den Praxischarakter des Ereignisses. Die diskursive Praxis ist »eine Gesamtheit von anonymen, historischen Regeln, die in einer gegebenen Epoche für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirklichkeitsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben.«⁵⁹ Darüber hinaus: Diskurse erzeugen und bewirken etwas. Foucault spricht von ihren »Effekten«. So wird noch einmal verständlich, daß die Diskursanalyse als Analyse diskursiver und non-diskursiver Praktiken mehr als nur Sprache und Wissen zum Gegenstand hat, nämlich auch politische und wirtschaftliche Verhaltensrituale und Institutionen. Da diese Analyse die Aufgabe hat, die Bedingungen genau zu beschreiben, unter denen der eine oder andere Gegenstand im historischen Feld, d.h. zu einer bestimmten Zeit, in bestimmten Formationen und Beziehungen, auftaucht und ir-

gendwann wieder verschwindet, nach welchen seriellen Regeln er erscheint und Spuren hinterläßt, weist die Diskursanalyse in *Archäologie des Wissens* eine Tendenz auf, sich zu historischer Analyse allgemein zu entwickeln.

Das »mehr« in der *Archäologie des Wissens* markiert – noch etwas zaghaft – die Stelle, an der bald die Macht in das Diskursereignis einfallen und den Erklärungswert der Diskursanalyse um eine bedeutende Dimension erweitern wird. In der Vorlesung über die *Ordnung des Diskurses* zieht Foucault die Beobachtung in den Diskursbegriff hinein, daß Diskurse nicht frei wuchern, sondern von denjenigen begrenzt oder eingeschränkt, reguliert, kanalisiert, selektiert und kontrolliert werden⁶⁰, die mit den ihnen zur Verfügung stehenden Machtmitteln alles daran setzen, die Gefahren zu bannen, die von der Arbitrarität der Diskurse auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ausgehen können. Die Definition von Wissen, Norm und Wahrheit wird zur Machtfrage, ebenso die Ausgestaltung dessen, was unter Gesellschaft verstanden wird. Über diese einschränkenden, aber wirklichkeitsgestaltenden Maßnahmen spricht Foucault ausführlich und beschreibt die Mechanismen der Ausschließung, die eingesetzt werden, um die Diskurse zu disziplinieren: Da nicht alles gesagt werden darf, werden Verbote erlassen, damit nicht jeder über alles redet, wird der Zugang zu unliebsamen Diskursen eingeschränkt und an besondere Qualifikationen gebunden, es wird normiert, was wahr und was falsch ist. Noch zahlreicher sind die Bemühungen, die Realität des Diskurses zu eliminieren. Es sind im Grunde die von Foucault inkriminierten Prinzipien der Moderne wie Subjekt, Bedeutung, Ursprung und Kontinuität, die sich des Diskurses bemächtigen und seine Wirkung außer Kraft zu setzen versuchen.⁶¹ Überall herrscht, meint Foucault, eine »stumme Angst« vor dem »großen unaufhörlichen und ordnungslosen Rauschen des Diskurses«⁶². Doch Wirklichkeit und Wahrheit werden nicht nur auf diese disziplinierte Weise geschaffen und fixiert, Macht ruft ebenso Widerstand auf

den Plan, so daß das Fixierte, wo es möglich ist, auch überwunden und überschritten wird. »Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand«, formuliert Foucault später in *Der Wille zum Wissen* (1977) noch deutlicher als in dieser Vorlesung.⁶³ Wichtig ist der Diskurs nicht nur für diejenigen, die politisch herrschen und sich im Diskurs ein Machtmittel sichern, ebenso wichtig ist er auch für diejenigen, die unter politischer Herrschaft leiden und sich ihr widersetzen. Solange der Diskurs auf Machtbeziehungen verweist, die das entstehende Wissen affizieren, ja, sogar hervorrufen, kann er nicht von politischer Herrschaft vereinnahmt oder zu repressiver Macht denaturiert werden. Die politische Herrschaft wird damit rechnen müssen, kritisiert, bestritten oder überwunden zu werden. Der Diskurs muß als eine Gewalt begriffen werden, die den Dingen und dem Handeln der Menschen angetan wird.⁶⁴ Nur so kommt die Materialität des Ereignisses, vor der man sich schützen wollte, in der Diskontinuität, der Regelmäßigkeit und dem seriellen Charakter der Praktiken zum Zuge. Das gilt auch für ihre Äußerlichkeit, die nicht innere Bedeutungsinhalte des Diskurses enthüllt, sondern lediglich die Bedingungen der Möglichkeit von Diskursen aufdeckt: »was der Zufallsreihe dieser Ereignisse Raum gibt und ihre Grenzen fixiert«⁶⁵. Besonders auf diese Weise wird der Diskurs zu einem produktiven, ja, kreativen Ereignis. Der Diskurs erschließt Räume, die bisher noch eine Terra incognita, das Außen bzw. das Andere waren, er erweitert das Wissen, schafft neue Beziehungen der angesprochenen Gegenstände zueinander und auf diese Weise neue Realitäten. So realisiert sich der Diskurs in Machtbeziehungen, die das gesellschaftliche Leben durchziehen. Noch einmal: Im Rahmen dieser Machtbeziehungen wird der Diskurs kontrolliert, ja, zur Macht, »deren man sich zu bemächtigen sucht«⁶⁶. In diesen Beziehungen bewahrt er auch seine beunruhigende, grenzüberschreitende, innovative Kraft. So wird die diskursive Praxis zu gesellschaftlicher Praxis. Die Diskursanalyse stößt auf das

oben vermerkte »mehr«, setzt sich über das diskursimmanente Regelsystem der *Archäologie des Wissens* hinweg und fragt, wie Brieler bemerkt, »nach den gesellschaftlichen Konditionen, denen die diskursive Praxis in ihrer historischen Existenz gehorchen muß«⁶⁷. In der *Ordnung des Diskurses* verläßt Foucault endgültig die dünne Luft der Ideengeschichte und wendet sich der »allgemeinen« Geschichte zu, wie er sie bereits in der *Archäologie des Wissens* genannt hat.⁶⁸ Der Philosoph, der an der »Ontologie der Gegenwart« interessiert ist, wird zum Historiker. Freilich gilt auch hier: Was Geschichte ist, steht nicht ein für alle Mal fest, sondern entsteht im Diskurs jeweils aufs Neue. Auch die Diskursanalyse folgt den Regeln des Diskurses.

Foucault wird oft vorgeworfen, daß seine Diskursanalyse sich im Netz der Sprache verfangen und von der Realität entfernt habe, die den Historiker letztlich allein interessiert. Nach der Lektüre von *Ordnung der Dinge* kann durchaus der Eindruck entstehen, daß er sich dem Strukturalismus bzw. dem *linguistic turn* anvertraut habe, der die Sprache nach Ferdinand de Saussure nicht mehr als eine Funktion des sprechenden Individuums versteht, sondern als Produkt, »welches das Individuum in passiver Weise einregistriert«⁶⁹. Der Mensch ist nicht mehr Herr der Sprache, er wird von ihr durchströmt bzw. beherrscht. Das war, wenn man von Nietzsche absieht, ein erster Schritt, der zur Dezentrierung des Menschen getan und am Ende der *Ordnung der Dinge* auf besonders provokante Weise zur Vollendung geführt wurde. Die Frage drängt sich auf, ob mit dem Subjekt auch die Sprache verschwindet, deren dominierende Autonomie ja das Verschwinden des Subjekts herbeiführt bzw. begründet, oder ob nicht umgekehrt die Dominanz der Sprache sich sogar steigert und überhaupt keinen Weg mehr offenläßt, den historischen Referenten zur Geltung zu bringen.

Um dem Problem historischer Referentialität näherzukommen, muß zunächst danach gefragt werden, wie Foucault positivistische Untersuchungsmethode und fiktionalen

Konstruktivismus miteinander vereinbart haben könnte. Gewöhnlich wird unter historischer Referentialität der Hinweis verstanden, den sprachliche Zeichen in einem historischen Text auf einen Sachverhalt geben, der außerhalb des Textes vorhanden war. Besonders die Historiker, die einer Tradition hermeneutischer Interpretation verpflichtet sind, bestehen auf dieser Referentialität und kreiden dem postmodernen Denken an, daß es sich nicht um eine Realität außerhalb des Textes bemüht, ja, eine solche Realität geradezu leugnet. Foucault bezieht diese Kritik nicht auf sich. Er dreht den Spieß vielmehr um und wirft den Kritikern des *linguistic turn* vor, selber einer Illusion erlegen zu sein, denn wer sich in seiner interpretativen Arbeit darum bemüht, hinter den Sinn einer Aussage zu kommen, bzw. danach fragt, was der Autor *eigentlich* gemeint haben könnte, muß sich sagen lassen, daß es einen Sinn, auf den ein unter Diskursbedingungen entstandener Text verweist, nicht gibt. Die Dinge, auf die sich Autoren *eigentlich* beziehen, enthalten keinen Sinn, deshalb bleibt die Suche danach ohne Erfolg und deshalb können die Texte ihn auch niemandem vorenthalten.⁷⁰ In der hermeneutischen Tradition, die aus dem Verständnis des Menschen als einer empirisch-transzendentalen Dublette erwächst, wird die Wirklichkeit verfehlt. Davon war bereits oben die Rede. Die Referentialität, mit der die Wahrheit der historischen Aussage angeblich steht und fällt, erweist sich als Schein. Foucaults Absicht, die äußeren Beziehungen zu beschreiben, in denen sich die Aussagen im diskursiven Feld formieren, ist dagegen, frei von der Frage nach dem Sinn, ein Unterfangen, das sich ohne jeden Zweifel auf Gegebenes, auf Positivität und nicht auf Imaginäres, bezieht. Die Aussage, schreibt Foucault in *Archäologie des Wissens*, hat keinen Referenten, wie man traditionellerweise meint, sie »ist vielmehr mit einem »Referential« verbunden, das nicht aus »Dingen«, »Fakten«, »Realitäten« oder »Wesen« konstituiert wird, sondern von Möglichkeitsgesetzen, von Existenzregeln für die Gegenstände, die darin genannt, be-

zeichnet und beschrieben werden, für die Relationen, die darin bekräftigt oder verneint werden. Das Referential der Aussage bildet den Ort, die Bedingung, das Feld des Auftauchens, die Differenzierungsinstanz der Individuen und Gegenstände, der Zustände der Dinge und der Relationen, die durch die Aussage selbst ins Spiel gebracht werden; es definiert die Möglichkeiten des Auftauchens und der Abgrenzung dessen, was dem Satz einen Sinn, der Proposition ihren Wahrheitswert gibt.⁷¹ Wie bei Hayden White und Frank Ankersmit wird auch bei Foucault die Referentialität mit neuem Inhalt gefüllt, festgehalten an ihr wird allemal.

Nicht nur der Hinweis auf die Positivität der Diskursformation, sondern auch der Diskurs selbst als Vorgang, in dem Realität entsteht, zeigt, daß die Referentialität außer Frage steht – sicherlich nicht, wenn immer noch angenommen wird, daß um die Erkenntnis einer bereits gegebenen Wirklichkeit gerungen wird und nicht zuerst um Programme und Praktiken, die eine Voraussetzung dafür sind, daß Wirklichkeit als Ganzes entsteht.⁷² Das Projekt einer »Ontologie der Gegenwart«, das die Historizität der Gegenwart so klar wie irgend möglich herausstellt und auf diese Weise die Bedingungen aufzeigt, unter denen über die Grenzen der Gegenwart hinausgegangen und zu neuen Ufern politischer und gesellschaftlich-kultureller Praxis aufgebrochen werden kann, ist der eigentliche Grund, warum Foucault keinerlei Zweifel an der Referentialität seiner historischen Untersuchungen erlaubt. Für ihn ist das überhaupt kein Thema. Er bezieht seine historischen Argumente nicht auf eine gegebene, sondern auf eine entstehende Realität und verankert die Referentialität in der Veränderlichkeit bestehender Realität. Was könnte realer sein, als im Entstehen und im Vergehen der Realität dabei zu sein? Die Erfahrung der Veränderlichkeit ist konkret und geht in die Erfahrung ein, der sich die Gegenwart, in der wir leben, verdankt. Veränderlichkeit hat zugleich der Vergangenheit ihren Weg in die Zukunft geöffnet. Hat die Diagnose der Gegenwart einen Referenten,

muß ihn auch die Untersuchung der Vergangenheit haben – genaugenommen keinen Referenten, sondern ein »Referential«.

Zweierlei ist besonders wichtig: Zum einen hat Foucault den Umgang mit Geschichte modernisiert, d. h. er hat ihn an die veränderte Situation angeschlossen, in der anders als früher über Wirklichkeit nachgedacht wird. Bevor Kritik an Foucault geübt wird, die in Teilen sicherlich berechtigt ist, müssen wir uns fragen, ob der Umgang mit Geschichte, sofern er dem Wirklichkeitsverständnis folgt, das dem Verwissenschaftlichungsprozeß der Geschichte zugrunde liegt, noch zeitgemäß ist. Zum anderen ist von den Kritikern Foucaults übersehen worden, daß er die Geschichtswissenschaft, z. B. wie sie in der Schule der *Annales* ausgebildet wurde, keinesfalls durch ein neues Konzept historischer Arbeit ersetzen will. Er anerkennt ihre Arbeitsweise und ihre Ergebnisse, daneben will er »fiktional« die Geschichte »fabrizieren«, die seiner »historisch-philosophischen Praktik« entspricht.⁷³ So gesehen ist er doch mehr Philosoph als Historiker oder Historiker, um Philosoph bleiben zu können, wie Philippe Ariès meinte.⁷⁴ Es ist nicht so, daß Foucault mit dem Hinweis auf die Fiktionalität seiner historischen Arbeit kokettiert. Dieser Hinweis entspricht vielmehr einem Verständnis von Wirklichkeit, die grundsätzlich veränderlich ist und im und mit dem diskursiven Verfahren immer erst noch entsteht. Nimmt man die Veränderlichkeit als den Standort an, von dem aus der Historiker auf die Vergangenheit blickt, muß jede Aussage über die Vergangenheit fiktional-konstruktiven, d. h. einen von der Wirklichkeit noch nicht eingelösten Charakter tragen. Fiktionalität und Referentialität widersprechen einander nicht. Viel zu aufgeregt und zu grundsätzlich ist Foucaults Verständnis von historischer Arbeit kritisiert worden, dabei präsentiert er auf anti-normative Weise nur ein Angebot, das »Problem des Subjekts und der Wahrheit« zu bedenken, »um das sich die Historiker nicht kümmern«⁷⁵, bzw. noch nicht gekümmert haben. Seine

eigene Art, Geschichte zu schreiben, ergibt sich aus der Verschiebung des Themas bzw. aus einer leichten Veränderung des Blicks. Foucault könnte noch postum Bewegung in eine stagnierende Geschichtswissenschaft bringen.

Foucault hat zunächst gezeigt, wie das dominante, Wirklichkeit generierende Subjekt allmählich aus der Geschichte verschwindet, und nun will er zeigen, wie sich das Subjekt in der diskursiven Überschreitung gegenwärtiger gesellschaftlicher Grenzen konstituiert. Das ist ein Subjekt, das am Rande, eben an den Grenzen der Gesellschaft und nicht in ihrem Zentrum entsteht, dort, wo sich das Alte nicht mehr hält und Neues auf den Plan tritt. Daß die Geschichtswissenschaft mit dieser Anregung ihre gesellschaftliche Position und ihren Wissenschaftscharakter noch einmal überdenken, zumindest aber dem dezentralisierten Geschichtsverständnis Foucaults ein Mitspracherecht einräumen müßte, die Gegenwart historisch zu analysieren und die Historizität des Vergangenen, ihre Brüchigkeit und die Gestalten ihrer Transformation genau zu bestimmen, ist alles andere als eine belanglose Einsicht.

IV

Konstruktion der Geschichte

Wer die wissenschaftsgeschichtliche Verbundenheit der Historiker mit dem 19. Jahrhundert kennt, auch ihre Neigung, einer theoretischen Beschäftigung mit ihrer Arbeitsweise, ihrer Begrifflichkeit und ihren Ergebnissen aus dem Wege zu gehen, weiß genau, was Hayden Whites metahistorische Interpretationsweise und Michel Foucaults Diskursanalyse ihnen zumutet: Sie müssen ihre Vorstellungen von Staat, Gesellschaft, Kultur, Wahrheit, Wirklichkeit und Geschichte von Grund auf erneuern.

Noch schwieriger wird die Lage, wenn die verschiedenen Formen konstruktivistischer Konzepte ins Spiel kommen. Um nur einige Beispiele anzuführen: Peter Berger und Thomas Luckmann haben schon in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts von der »gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit« gesprochen und ein objektivistisches bzw. essentialistisches Wirklichkeitsverständnis mit den argumentativen Mitteln der Phänomenologie und der Wissenssoziologie zu zerrütten begonnen.¹ Die Wissenssoziologie hat in der deutschen Geschichtsschreibung aber keine Spuren hinterlassen. In ihrem Gefolge entwickelte sich später das komplexere Modell eines »social constructionism« und drang in wichtige Disziplinen ein. Die deutsche Geschichtswissenschaft aber ging auch dieser Herausforderung aus dem Weg. Ausgesprochen kompliziert und in der Begrifflichkeit formuliert, die in der analytischen Philosophie, Biologie, Kybernetik, Psychologie und schließlich in den Kognitionswissenschaften angewandt wird, muß der Radikale Konstruktivismus auf Historiker noch abstoßender wirken. Diese kategoriale und sprachliche Welt ist ihnen fremd. Es handelt sich um Konzepte, die Ernst von Glasersfeld, Heinz von Foerster, Paul Watzlawick und Humberto

Maturana entwickelt haben, um die bekanntesten Konstruktivisten zu nennen. Im Zentrum ihrer Bemühungen steht die kognitiv-soziale Konstruktion der Wirklichkeit, ein Begriff, der unten erklärt wird. Aus konstruktivistischer Perspektive hat sich besonders der Literaturwissenschaftler Gebhard Rusch auch der Geschichte angenommen. Sein schwieriges Buch über *Erkenntnis, Wissenschaft und Geschichte* (1987) ist in der Geschichtswissenschaft allerdings nicht zur Kenntnis genommen worden. Auch die Aufsätze, die in der *Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* (1997) über Konstruktion und Geschichte zu Ehren Heinz von Foersters veröffentlicht wurden, sind bisher nur wenigen bekannt. Wo der konstruktive Charakter der Wirklichkeit behauptet wird, muß der Historiker damit rechnen, daß diese Behauptung auch das Geschichtsverständnis einschließt und die historische Referentialität auf eine harte Probe stellt.

Ein Gespräch mit Heinz von Foerster wurde so eingeleitet: »Geschichte ist neben der Soziologie das letzte Fach, in dem Objektivität noch eine Rolle spielt, ja geradezu etwas besonders Wichtiges ist.« Ungläubig fragte der Angesprochene zurück: »Na was, ist das wirklich so?«² Das Objektivitätspostulat Leopold von Ranke, »bloß zu zeigen, wie es eigentlich gewesen« sei, ist offensichtlich immer noch im Bewußtsein der Sozial- und Geisteswissenschaftler tief verankert und vermag das Modell für ein Wirklichkeits- und Geschichtsverständnis abzugeben, an dem sich der Radikale Konstruktivismus kritisch abarbeitet und zum eigenen Konzept findet.

Im Grunde ist der Starrsinn des Historikers, seine Darstellung auf objektive Fakten zu gründen, neuerdings von Richard Evans in *Fakten und Fiktionen* (1999) wieder unter Beweis gestellt worden. H. von Foerster sieht darin jedoch schon das Prinzip, das sein Scheitern einschließt – unmerklich fast. Von den Fakten geht nämlich eine Provokation aus, sie ständig zu bezweifeln, und das wiederum läßt die Ge-

schichte, sofern sie beobachtet und wahrgenommen wird, ununterbrochen zu einer evolutionären Entwicklung werden: »Die Geschichte rollt und ist verschieden, verschieden, verschieden und verschieden.« Die Dynamik entsteht durch Zweifel, die das jeweils behauptete Faktum weckt: »So war es ja gar nicht, denn ich habe ... Und jetzt kommt ein Gegen-spiel, und der andere kann dann sagen: Aber so war es ja auch nicht. Und indem jetzt etwas abrollt, eine Diskussion, wird Geschichte eine Diskussion zwischen Menschen, die Geschichte in verschiedener Weise sehen wollen.«³ Geschichte ist nicht die Rekonstruktion der *res gestae*, sondern das Spiel der verschiedenen Sichtweisen der *historia verum gestarum*. Das ist das Ergebnis, zu dem man einst auch in der kritischen Selbstreflexion innerhalb der hermeneutischen Tradition gelangte, sofern die Standortgebundenheit und Perspektivität des Umgangs mit Geschichte konsequent bedacht worden war. Doch was diese Position von der hermeneutischen trennt, ist die Tatsache, daß die Diskussion nicht ein Gespräch ist, das zu einem Konsens führt, auch annäherungsweise nicht. Ein Konsens wird gar nicht erst angestrebt. Die Diskussion erschöpft sich vielmehr darin, daß Zweifel an der Sicht des anderen gehegt und eine jeweils eigene Sicht entwickelt wird. Diese Diskussion ist allerdings auch der Ort, an den die eine oder andere Information mitgebracht, begrüßt, erwogen, bestritten, gefestigt, fortentwickelt und von dem einen so und dem anderen so zu einer jeweils eigenen Sicht zusammengefügt wird. Doch an diesem Punkt besteht keine Einheitlichkeit im konstruktivistischen Lager. H. von Foerster unterstreicht die Komplementarität unterschiedlicher Sichtweisen, während Paul Watzlawick auch vom Kompromiß sprechen kann, der von Vertretern unterschiedlicher Sichtweisen gesucht wird. »Die Wirklichkeit wird ja nicht vom einzelnen regellos und willkürlich konstruiert, sie ist eine Übereinkunft, das Produkt von Kommunikation.«⁴ Sobald jedoch erste Zweifel am Konsens auftreten, bleibt es bei einem Nebeneinander ver-

schiedener Weisen, Geschichte zu sehen, einer unaufhörlichen Folge solcher Sichtweisen. Keine läßt sich auf die andere zurückführen, keine durch die andere ersetzen. Das unterscheidet die konstruktivistische Sicht vom Objektivitätspostulat des Historismus. Die approximative Annäherung an den Gegenstand historischer Erkenntnis ist in den Augen der Konstruktivisten ein Irrweg, und dennoch heißt das nicht, daß der Gegenstand, um den es geht, überhaupt nicht vorhanden sei. Ernst von Glasersfeld spricht von der »ontischen Realität«, mit der wir es zu tun haben, auf die wir stoßen und die uns gelegentlich scheitern läßt. Damit ist aber noch nichts erkannt. Daß es nicht gelingt, eine »Ontologie« des Vergangenen oder Gegenwärtigen zu artikulieren, auch gar nicht darum gehen darf, ist ein Credo des radikalen Konstruktivismus. Niemand kann erkennen, »was außerhalb der Erlebniswelt liegt«.⁵

1

Die »Wirklichkeit« ist im radikalen Konstruktivismus zu einem Problem der Erkenntnistheorie geworden: Welche Möglichkeiten hat der Mensch, etwas zu erkennen, und welchen Charakter nimmt das Erkannte an? Ist es real oder imaginär? Im Grunde gibt jeder Konstruktivist eine eigene Antwort auf diese Fragen, in einem aber sind sie sich wohl alle einig. Sie sind nicht zu dem Ergebnis gelangt, was Wirklichkeit ist, das setzte ja die grundsätzliche Erkennbarkeit der Wirklichkeit voraus, allen gemeinsam ist vielmehr die Einsicht, daß sie allenfalls sagen können, was Wirklichkeit nicht ist. Es ist nicht möglich, ein Wissen vom Ganzen der Wirklichkeit zu erlangen, sondern nur Fragmentarisches über sie in Erfahrung zu bringen. Das berühmte Beispiel, das diesen Befund illustriert, ist die Fahrt eines Schiffes durch eine Meerenge. Kommt der Kapitän durch, ohne Schiffsbruch zu erleiden, hat er sein Ziel er-

reicht, erfährt aber nichts über die Beschaffenheit der Meerenge unter Wasser. Strandet er an einem Felsvorsprung unter Wasser oder läuft sein Schiff auf einer Sandbank auf, erfährt er, daß die »Wirklichkeit« sich seiner Absicht widersetzt hat, das Schiff unversehrt durch die Meerenge zu steuern – mehr nicht. Ihm wird klar, daß die Wirklichkeit nicht so ist, wie er angenommen hat. Es formt sich in ihm aber kein Bild davon, wie die Wirklichkeit nun tatsächlich ist. »Im Scheitern einer Hypothese über die Wirklichkeit erfahren wir, daß diese Hypothese falsch ist«⁶ – mehr nicht. Wir erfahren eigentlich nur etwas über unseren Versuch, die Wirklichkeit zu erkennen. Dieser Versuch ist übrigens kein kontemplativer Akt, kein Auf-sich-wirken-Lassen der Wirklichkeit, sondern eine Tat. Im Experiment, in actu, in der Fahrt durch die Meerenge, erfahren wir etwas von der Wirklichkeit, das uns in den Stand versetzt, uns eine Vorstellung von ihr zu bilden. Das Ergebnis des Erkenntnisprozesses ist nicht die möglichst genaue Abbildung, sondern eine Konstruktion der Wirklichkeit, so wie sie sich in unserer Erfahrung mit Hilfe der uns zur Verfügung stehenden Lern- und Erkenntnismittel darstellt. »Ist man sich einmal klar darüber, daß man als Mensch nicht aus der menschlichen Wahrnehmung und den Begriffen, die man als Mensch gebildet hat, aussteigen kann, dann sollte auch klar sein, daß man immer nur die Welt der menschlichen Erfahrungen zu kennen vermag, nie die Realität an sich.«⁷ Paul Watzlawick hat einer Aufsatzsammlung wichtiger Konstruktivisten den Titel *Erfundene Wirklichkeit* (1981) gegeben. Die Wirklichkeit wird nicht gesucht und gefunden, sie wird erfunden. Sie bildet sich in unserer Vorstellung. Das bedeutet zweierlei: Einerseits wird die mit der modernen Bewußtseinsphilosophie entstehende Subjekt-Objekt-Spaltung aufgehoben bzw. überwunden. Es ist nicht mehr so, daß ein vom Subjekt getrenntes Objekt zu erkennen wäre. Im Erkennen fallen Subjekt und Objekt vielmehr ineinander. Das eine ist nicht ohne das andere.

Watzlawick ist davon fasziniert: »Da sind wir natürlich auf einer fast mystischen Ebene, wo wirklich die Verschmelzung der Welt mit dem die Welt wahrnehmenden Individuum möglich wird.«⁸ Andererseits fällt das Augenmerk auf das erkennende Subjekt, auf seinen kognitiven Apparat, auf die Möglichkeiten, die der Mensch hat, sich mit der Wirklichkeit, die es zweifellos gibt, auseinanderzusetzen, sie zu erkennen und zu seiner Welt auszugestalten. Das liest sich wie das Kontrastprogramm zu Foucaults Verschwinden des Menschen, seiner Subjektivität, aus dem Erkenntnis-schaffenden und Wirklichkeit generierenden Diskurs. Ein positivistisches Verfahren, wie Foucault es zur Beschreibung der *episteme* einsetzte, wäre im Lager des radikalen Konstruktivismus ausgeschlossen. Hier fallen Beobachter und Beobachtetes ineinander. Daß Beobachtungen ohne Beobachter gemacht werden könnten, hat H. von Foerster als eine Wahnvorstellung ironisiert.⁹ Man könnte es so sagen: Aus der »empirisch-transzendentalen Dublette«, die das Individuum in der Aufklärungszeit geworden war, einer Dublette, die Foucault als Not empfand, wird im radikalen Konstruktivismus eine Tugend, die sich allerdings nicht bei der überkommenen Subjekt-Objekt-Spaltung beruhigt, sondern sie zu überwinden trachtet. Einerseits wird sie radikalisiert, und andererseits das Objekt, das zu erkennen ist, vom Subjekt erst geschaffen.

2

Ernst von Glasersfeld hat immer wieder darauf hingewiesen, daß er nicht am »Sein«, sondern am »Wissen« interessiert sei, allein daran, was wir über das Sein bzw. die Wirklichkeit wissen können, und nicht daran, was die Wirklichkeit an sich ist.¹⁰ Dabei trennt er das Subjekt, das erkennt, vom Objekt, das erkannt wird. Darin kommt die Radikalität seines Denkens allerdings noch nicht voll zum Zuge.

Eine solche Trennung hatten ja auf unterschiedliche Weise schon die moderne Bewußtseinsphilosophie, die Varianten der Hermeneutik und der Positivismus des 19. Jahrhunderts vorgenommen, daran wäre also nichts Neues gewesen. Neu ist indessen die Begründung, die für diese Trennung gegeben wird. Der Beobachter beobachtet nicht nur etwas, sondern er beobachtet auch sich selbst dabei, wie er etwas beobachtet. Man spricht von der Selbstreferentialität des Beobachters, seiner Rückbezüglichkeit, und meint damit die Feststellung, daß der Beobachter bei allem, was er über die Wirklichkeit, in der er steht, aussagt, stets zu sich selbst zurückkehrt bzw. bei sich bleibt. In jeder Aussage über das Objekt kommt auch das Subjekt zur Sprache, in jeder Aussage über die Wirklichkeit wird die Erfahrung thematisiert, die mit der Wirklichkeit gemacht wird – mehr nicht oder eben sehr viel, wenn Humberto Maturana schreibt: »Wir erzeugen [...] buchstäblich die Welt, in der wir leben, indem wir sie leben.«¹¹

Diese Selbstreferentialität ist das radikale Element im Denken der Konstruktivisten. Sie ist der Grund dafür, daß das Subjekt (das kognitive System) vom Objekt (der Umwelt) getrennt ist. Sie ist aber auch der Grund dafür, daß uns die Wirklichkeit, wie sie an sich ist, verschlossen bleibt und wir gezwungen sind, uns eine Welt aus den Erfahrungselementen, die sich im Umgang mit der Wirklichkeit bilden, zu bauen. Die Erfahrungselemente sind die Berührungspunkte mit der Wirklichkeit, aus denen wir ein Wissen über die Art und Weise der Berührung, nicht über die Wirklichkeit selbst schöpfen: »Wissen besteht in den Mitteln und Wegen, die das erkennende Subjekt begrifflich entwickelt hat, um sich an die Welt anzupassen, die es erlebt.«¹² Das Wissen sagt also etwas über unseren Zugang zur Wirklichkeit aus und nicht über die Wirklichkeit selbst. Es sagt in seiner Rückbezüglichkeit vor allem etwas, ja, das Entscheidende über das erkennende Subjekt aus: Es wird als ein autopoietisches System oder ein sich selbsterhaltender Organismus verstan-

den. Die Merkmale der Theorie autopoietischer Systeme hat Siegfried Schmidt so beschrieben: »Lebende Systeme sind selbsterzeugende – kurz autopoietische – Systeme. Die kritische Variable ihrer autopoietischen Homöostase ist die Organisation des Systems selbst.«¹³ Das hervorstechende Merkmal ist die Selbstreferentialität. Auf sie ist zurückzukommen, wenn die Frage nach historischer Referentialität im Rahmen des Konstruktivismus diskutiert wird.

Die Selbstreferentialität ist nicht eine Spielart des philosophischen Solipsismus, als ob außerhalb unseres Bewußtseins überhaupt nichts existierte oder nur im Bewußtsein etwas hergestellt würde.¹⁴ Das ist nicht die Meinung der radikalen Konstruktivisten. Ganz im Gegenteil, sie gehen davon aus, daß das erkennende System nicht ohne Umwelt (Wirklichkeit) ist und Umwelt nicht ohne System.¹⁵ Weil wir mit der Wirklichkeit, die unseren Absichten oft im Wege steht, fertig werden müssen, sind wir gezwungen, sie uns so zu konstruieren, daß wir unsere Ziele erreichen und unser Leben Bestand und Sinn erhält, nicht gegen, sondern mit den Erfahrungen, die wir sammeln. Das Wissen, das wir konstruieren, ist praktisches Wissen. Es ist ein Wissen, das in unseren Erfahrungen mit derjenigen Wirklichkeit entsteht, die wir aufbauen, und das unserer Lebensführung nützlich ist. Nützlich ist dasjenige Wissen, das zu unseren bisherigen Erfahrungen paßt bzw. das »viabel« ist. »Handlungen, Begriffe und begriffliche Operationen sind dann viabel, wenn sie zu den Zwecken oder Beschreibungen passen, für die wir sie benutzen.«¹⁶ Dieses Wissen kann intersubjektive Bestätigung finden bzw. »Bekräftigung durch andere«¹⁷ und in externalisierten Akten den Status von Objektivierung annehmen, als ob uns eine objektive Welt gegenüberstände, genaugenommen aber bleibt es subjektives Wissen, es baut sich aus Erfahrungen, Vorstellungen und Begriffen eines jeden auf und verliert niemals seinen subjektiv-konstruktivistischen Charakter. »Mit der Konstruktion permanenter Objekte kristallisiert das kognitive Subjekt einige der wie-

derholbaren Elemente, die es konstruiert hat, und behandelt sie als extern und selbständig. So entsteht eine Unterscheidung, die einen Großteil der Unterscheidung von Organismus und Umwelt erfaßt, indem sie eine »subjektive« Umwelt festlegt. Die externalisierten permanenten Objekte existieren nur in einer externen Welt, die durch die räumlichen und zeitlichen Relationen strukturiert wird, welche von den Objekten im Laufe der Erfahrung abstrahiert worden sind.«¹⁸ Diese externe Welt ist letztlich nichts anderes als eine intersubjektiv konstruierte Wirklichkeit, ihre sogenannte Objektivität besteht in der Bestätigung durch andere, die wir in konstruktivistischer Manier zwar nach unserem Bilde selbst erschaffen haben, die aber doch die Realität, wie wir sie wahrnehmen, bekräftigen können,¹⁹ denn was wir zu tun vermögen, muß auch den anderen möglich sein. Wenn zwei oder drei Menschen einen Sachverhalt ähnlich oder sogar gleich sehen, muß an der Aussage darüber doch etwas dran sein. Freilich handelt es sich dabei nicht um eine Aussage über die Wirklichkeit, sondern über die Art und Weise, wie jeder die in Frage stehende Wirklichkeit erfährt. Die intersubjektiv bekräftigte Wahrnehmung der Wirklichkeit stabilisiert zwar unsere Erfahrungsrealität, bildet den sozialen Kontext unserer Erfahrungen aus und ermöglicht die zur Bewahrung des Lebens notwendige Kommunikation miteinander, legt uns aber nicht grundsätzlich auf einen *einzig* richtigen Weg fest, auf den wir uns unbedingt einigen müßten, die Wirklichkeit aufzunehmen. Derselbe Sachverhalt könnte auch anders zum Ausdruck gebracht werden. Im Rahmen des traditionellen Objektivitätspostulats wäre eine solche Freizügigkeit nicht geduldet worden.

Um die kognitiven Prozesse zu erfassen, die zum Erwerb von Wissen führen, hat E. von Glasersfeld sich an der biologischen bzw. entwicklungspsychologischen Theorie orientiert, die Jean Piaget in schroffem Gegensatz zur traditionellen Erkenntnistheorie entwickelt hatte. Für ihn war Wissen nicht »zeitlos« und »unveränderbar«, es wurde vielmehr

durch »die Geschichte seiner Entstehung erklärt und gerechtfertigt«. ²⁰ Es ging ihm vor allem darum, den *Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde* (1937) zu erforschen und den wissenschaftlichen Umgang mit der Wirklichkeit zu klären. Dabei trat die Untersuchung der biologischen Grundlagen des kognitiven Vermögens zugunsten der mentalen Anpassung an die Wirklichkeit ein wenig in den Hintergrund – auch bei Glasersfeld, der den verschlungenen Untersuchungswegen Piagets folgte und die relativ beständigen Hauptgedanken nutzte, um sein eigenes Konzept eines konstruktivistischen Wirklichkeitsverständnisses aufzubauen und zu festigen. Der biologische, neurophysiologische Ansatz, der zweifellos zu Glasersfelds Grundprämissen zählt, wurde stärker von Heinz von Foerster, Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela ausgearbeitet und zeigt deutlich, wie ungeeignet der kognitive Apparat des Menschen ist, sich ein Bild von der Wirklichkeit an sich zu machen. Das muß kurz erläutert werden.

Das menschliche Gehirn läßt keine Bedeutungsinhalte von außen in sich eindringen, sondern reagiert auf Umweltreize als ein geschlossenes System. Es ist also kein »umwelt-offenes Reflexionssystem«, das uns in die Lage versetzen könnte, die Wirklichkeit über die Sinnesorgane unmittelbar zu erfahren. Es ist ein System, das nur seine eigene »Sprache« versteht und nur seine eigenen Befindlichkeiten regelt. Mit der Umwelt steht dieses System über die Sinnesorgane in Verbindung, doch sie haben nur die Aufgabe, die Ereignisse, die dem geschlossenen Nervensystem unzugänglich sind, an die Sprache des Gehirns heranzuführen. ²¹ Es ist nicht die Sprache des Gegenstands, die vernehmbar ist, sondern allein die Sprache des kognitiven Systems, das zu Erkenntnissen kommt. Hier werden, wie Edgar Morin für den Sehvorgang beispielsweise kurz und bündig beschrieben hat, die Reize der Außenwelt aufgenommen, ihre »Botschaften werden von darauf spezialisierten Zellen analysiert, in einen binären Code transkribiert, der zu unserem Gehirn gelangt, wo diese Botschaften nach Verfahren, die wir nicht

kennen, abermals in Vorstellungen übersetzt werden«. ²² Da die reiz- bzw. signalaufnehmenden und bedeutungserzeugenden Teile im Gehirn dieselben sind, erklärt Schmidt, »können die Signale nur das bedeuten, was entsprechende Gehirnteile ihnen an Bedeutung zuweisen«. ²³ Wahrnehmung ist keine Leistung der Sinnesorgane, sondern »Übersetzung«, »Konstruktion« und »Interpretation« in einem. Der Hiatus zwischen System und Umwelt wird nicht aufgehoben, und doch bleibt die bereits geäußerte Formel in Geltung, daß das System nicht ohne Umwelt und die Umwelt nicht ohne das System besteht.

Für die Diskussion um historische Referentialität könnten vier Punkte wichtig werden:

(1) Im Konstruktivismus wird zwischen der realen und der kognitiven Welt unterschieden. Wichtig ist jedoch, daß nicht die reale, sondern allein die kognitive Welt die »wirkliche« Welt ist. ²⁴ Was an der Umweltrealität wirklich ist, wird zwar vom Menschen nicht hergestellt, aber wenn etwas als wirklich benannt wird, ist diese Benennung einzig und allein eine Leistung des kognitiven Systems, nicht der Sinnesorgane und schon gar nicht der Umwelt selbst. Wirklich ist das neurophysiologisch verarbeitete Signal. »Dies ist die Wirklichkeit, in der wir existieren und von der wir ein Teil sind. Insofern stehen wir ihr nicht gegenüber, sondern sie geht durch uns hindurch.« ²⁵

(2) Obwohl das menschliche Gehirn ein geschlossenes System ist, isoliert es sich nicht von der Umwelt, ganz im Gegenteil: Will es seine lebensfördernde Funktion erfüllen, ist es auf die Umwelt angewiesen. Gerhard Roth schreibt, »daß ein wirklich von der Welt isoliertes Gehirn niemals ein überlebensförderndes Verhalten zeigen könnte, d. h. ein Verhalten, durch das auch es selbst erhalten wird«. ²⁶ Das Gehirn ist auf Umwelt angewiesen und verarbeitet ihre Signale bzw. Reize, aber nicht zu den Konditionen der Umwelt, sondern zu seinen eigenen.

(3) In dem Prozeß, der das erworbene Wissen organisiert, mit dem bereits Gewußten verknüpft und die Konsistenz des Wissens verstärkt, erhält das *Gedächtnis* eine besondere Funktion: »In wenigen Millisekunden wird alle einlaufende sensorische Erregung mit früheren Erregungen und deren Interpretationsfolgen verglichen.«²⁷ Das Gedächtnis behält also nicht, wie man gewöhnlich annimmt, Informationen über Vergangenes auf, um es bei Bedarf abrufen zu lassen. Es hilft stattdessen dem kognitiven System, die Stimmigkeit der neuesten Übersetzungen, die es von den Sinnesorganen erhält, mit früheren zu vergleichen, zu überprüfen und auf die Reihe zu bringen.²⁸ Neben der Überprüfung und Stärkung der Konsistenz sorgt das Gedächtnis auch dafür, daß das Wissen sich konstant hält, d. h. uns hilft, in den Schwankungen und Wechsellagen der Umwelt zu bestehen, mit ihrer Komplexität umzugehen und sie, aus welchen Gründen das auch geschehen mag, immer komplexer zu gestalten.²⁹ Ein umweltoffenes, unmittelbar an die Umwelt angeschlossenes System könnte das nicht leisten, es müßte seine Autonomie und Beständigkeit einbüßen und den Erfolg unserer Umweltorientierung riskieren. Wir wären wie ein Rohr im Wind. Ein solches System könnte auch nicht unsere Entscheidungen und unser Handeln steuern. Das Gedächtnis ist also auf eine eminente Weise an der Konstruktion der Wirklichkeit beteiligt.

(4) Wichtig ist auch der intersubjektive Charakter des konstruktivistischen Denkens. Es kommt im gegenseitigen Austausch zwar nicht zu verbindlicher Erkenntnis über die Wirklichkeit, wohl aber stabilisiert das Wissen darum, daß andere sich ein Bild von der Welt schaffen, in der auch wir vorkommen, unser Welterkennen. Wir werden gezwungen, unsere Ergebnisse ständig zu überprüfen, andere tragen dazu bei, uns die Augen für dieses oder jenes zu öffnen. Schließlich erweist sich die Intersubjektivität auch als Widerstand gegen allzu ausschweifende Beliebigkeit der Aussa-

gen über die Wirklichkeit. Es gibt so etwas wie eine begrenzte Bandbreite des Aussagbaren. In diesem zusätzlichen Sinn, zusätzlich zur Konstitution des Wissens im kognitiven System des einzelnen, ist dies eine soziale Komponente in der Verständigung über die Wirklichkeit. Intersubjektivität nimmt allerdings nur eine kontrollierende, allenfalls disziplinierende, keineswegs eine konstitutive Funktion wahr. Das eigene Wissen muß sich der Evaluation stellen, deren Kriterien nur die Regeln des dem kognitiven System möglichen Erkenntnisvermögens sein können.³⁰

3

Auf den ersten Blick ist es schwer, sich einen konstruktivistischen Zugang zur Vergangenheit vorzustellen. Die Selbstreferentialität sorgt doch dafür, daß der Historiker, wie in sich selbst, so auch in die Gegenwart verstrickt bleibt und keine Chance hat, die Vergangenheit als einen Wirklichkeitsbereich außerhalb seiner Erfahrung zu erreichen. Er mag manches über die Vergangenheit wissen, auf keinen Fall kann es aber die Vergangenheit selbst gewesen sein, die sich ihm zu erkennen gab, denn zwischen dem Sachverhalt einst und den Historiker heute schiebt sich die Selbstbeobachtung dessen, der mit diesem Sachverhalt umgeht. Gewöhnlich gilt: Je mehr wir uns der Vergangenheit aussetzen, ihren Hinweisen folgen und auf ihre Stimmen hören, um so mehr gibt sie etwas von sich preis. Doch genau das ist nach Meinung der Konstruktivisten nicht der Fall. Von der Vergangenheit kann paradoxerweise nur erkannt werden, was an ihr nicht vergangen ist. Was von ihr geblieben ist, ist aber nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart. So zitiert Gebhard Rusch, der sich als Konstruktivist intensiv mit dem Problem der Geschichte auseinandergesetzt hat, die oft kolportierte Aussage Johann Gustav Droysens: »Das Gegebene für die historische Erfahrung

und Forschung sind nicht die Vergangenheiten – sie sind eben vergangen – sondern das von ihnen in dem Jetzt und Hier noch Unvergangene.«³¹ Es fiel Droysen nicht leicht, den kognitiven Präsentismus um die Dimension der Vergangenheit zu erweitern, wie es Rusch nicht leicht fällt, die Referentialität des Historischen in die Selbstreferentialität unserer Erkenntnisarbeit hineinzudenken. Das haben beide miteinander gemeinsam. Grundsätzlich aber verfolgen sie, von Rusch ein wenig verdeckt, verschiedene Ziele.

In diesem Zusammenhang ist der Begriff der Erfahrungswirklichkeit zentral. Das ist nicht die Wirklichkeit an sich, sondern nur diejenige Wirklichkeit, die in der Erfahrung des Menschen dabei ist, hier und jetzt Gestalt anzunehmen. Bezeichnenderweise sorgen dafür die Erregungs- bzw. Aufmerksamkeitszustände des Nervensystems, die ihre Impulse an das Gehirn leiten, nicht Reize, die Bilder oder Inhalte der Außenwelt ins Bewußtsein transportieren. Die Erregungen setzen einen neuro-physiologischen bzw. neuronalen Prozeß in Gang, dessen Funktion darin besteht, den Gedächtnisinhalt der einstigen Erfahrungen auf den neusten Stand der Erfahrung zu bringen.

Daraus ergeben sich drei Konsequenzen: Erstens tritt deutlich zutage, daß das Gedächtnis keinen Schatz abrufbarer Erinnerungen an Vergangenes birgt, also kein Speicher ist, in dem unser Vergangenheitswissen schichtweise abgelagert wird, sondern nur der an die Gegenwartserfahrung angepaßte Wissensstand des kognitiven Systems. Früheres und Späteres – alles wird unter dem Eindruck gegenwärtiger Erfahrung verändert, neu gestaltet. Die Funktion des Gedächtnisses ist nicht, die Vergangenheit zu konservieren, so daß sie restituiert werden könnte. Das Gedächtnis hat allein die Aufgabe, »Abstimmungen/Anpassungen« des Verhaltens und Handelns an »gegenwärtige Anforderungen zu ermöglichen«.³²

Zweitens zeigt sich, daß die Vorstellung von Geschichte in der jeweils gegenwärtigen Modulation des Gedächtnisses

entsteht und daß das Gedächtnis, zumindest in der traditionellen Auffassung, für die Erforschung der Vergangenheit kaum tauglich ist³³ – übrigens auch das Erinnern nicht. Durch das Erinnern werden vergangene Erlebnisbereiche keineswegs wiederhergestellt, sondern zuallererst konstituiert. Siegfried J. Schmidt formuliert so: »Erinnern ist aktuelle Sinnproduktion im Zusammenhang jetzt wahrgenommener und empfundener Handlungsnotwendigkeiten.«³⁴ Die Erinnerung liefert also nicht den Stoff, der vom Historiker erst noch zu bearbeiten wäre, um daraus Geschichte werden zu lassen. Was erinnert wird, ist bereits bearbeitet, ist zufällig und selektiv, nicht die ganze Wirklichkeit, es ist vor allem mit Sinn belegt, alles andere als Vergangenheit »pur« und unmittelbar.³⁵ In der Erinnerung wird die Unmittelbarkeit nicht erhalten, wie gewöhnlich angenommen wird³⁶, in ihr wird sie geradezu vernichtet. Erinnerung sorgt für Abstand und Unerreichbarkeit dessen, was einst war. Auf keinen Fall ist Erinnerung das Zauberwort gegen den angeblichen Verlust des historischen Referenten.

Drittens folgt daraus, daß die Historie keine Wissenschaft im referentiellen Sinn von Empirie sein kann, denn sie bezieht sich nicht auf Gegebenes außerhalb unseres Bewußtseins. Die Erfahrung, die in der Tätigkeit des kognitiven Systems mit einer jeweils aktualisierten Vorstellung von Wirklichkeit verknüpft wird, hat nichts mit der Erfahrung zu tun, die den sogenannten empirischen Wissenschaften zugrunde liegt. Das führt Rusch zu einem präsentischen Verständnis von Wirklichkeit: »Die einzige Wirklichkeit, mit der es Historiker zu tun haben, ist die Gegenwart.«³⁷ Nirgendwo wird der Begriff der »historischen Wirklichkeit« so deutlich problematisiert, ja, als undenkbar erwiesen wie im radikalen Konstruktivismus, so daß sich die Frage aufdrängt, ob es im Rahmen dieses Konstruktivismus überhaupt noch zu einem Umgang mit Geschichte kommen kann. Der Ansatzpunkt, Geschichte trotz kognitiver Verschlossenheit bzw. Autopoiesie ins Auge zu fassen, befindet

sich in der kognitiv-sozialen Konstruktion der Wirklichkeit selbst. Unter kognitivem Gesichtspunkt kommt es zu einer je in sich abgeschlossenen Konstruktion der eigenen Erfahrungswelt. Hier eröffnet sich dem einzelnen Menschen auch eine soziale Erfahrung: »In ihren sinnlichen Anmutungen und Wahrnehmungen erleben sie (die Menschen) also etwas, das für ihre jeweilige konkrete Struktur und Funktionsweise unter den jeweils aktuellen medialen Bedingungen spezifisch ist. Sie erleben ihre Erfahrungswelt und die Wirklichkeit, die sie mit anderen teilen können.«³⁸ Sie erfahren, »daß einige Elemente der eigenen Erfahrungswelt offenbar auch Elemente der Erfahrungswelt von anderen sind.«³⁹ Das ist, könnte man sagen, dasjenige, was als »wirklich« oder als »Wirklichkeit« anzusehen ist. Wirklichkeit wird als »intersubjektiver Erfahrungsraum«⁴⁰ konstruiert. So gesehen ist sie eine kognitiv-soziale Konstruktion.

Gewöhnlich spielt die Zeitdifferenz zwischen Gegenwart und Vergangenheit die Rolle, das Feld abzustecken, in dem Geschichte erforscht wird. Es ist der Zeitraum, der von der Gegenwart abgetrennt ist bzw. die Vergangenheit als eigener Wirklichkeitsbereich. Im konstruktivistischen Denken spielt dagegen die Beobachtung eine Rolle, daß die Zeitmodi zunächst den von ihnen eingenommenen Zeitraum einbüßen und alle im Modus des Gegenwärtigen für die Operationen des kognitiven Systems präsent sind. »Das Wachbewußtsein beziehungsweise das sogenannte Arbeitsgedächtnis (*immediate memory*) erlaubt nämlich die gleichzeitige Präsenz sowohl als gegenwärtig oder aktuell qualifizierbarer Inhalte, als auch solcher Inhalte, die als vergangen, und solcher, die als zukünftig gelten.«⁴¹ Deutlich macht Rusch das am Beispiel des zielorientierten, zweckrationalen Handelns. Um handeln zu können, ist uns bewußt, welche Schritte eines gefaßten Plans wir bereits unternommen haben, wo wir im Augenblick stehen und was voraussichtlich mit dem nächsten Schritt erreicht wird. Im kognitiven Prozeß, könnte man sagen, wachsen alle drei Zeiträume zunächst zu ei-

nem einzigen Gegenwartsraum zusammen, zur Zeitdimension unserer Erfahrungswirklichkeit. Wie diese Wirklichkeit, ist auch diese Dimension das Konstrukt des kognitiven Systems. Freilich wird die begriffliche Unterscheidung der Zeitmodi fortan nicht aufgegeben, nur: »Nicht die Existenz der Vergangenheit als eigenständiger Wirklichkeitsbereich macht deren begriffliche Repräsentation notwendig, sondern die Ausprägung eines Begriffes des Vergangenen und dessen Externalisierung beziehungsweise Objektivierung haben das konstruktive Resultat, daß Vergangenheit als Wirklichkeitsbereich eigener Art konstituiert wird.«⁴²

Diese Andeutungen genügen, um deutlich zu machen, wie eng die Zeitmodi an die Erfahrungswirklichkeit gebunden sind, ja, daß die Gegenwart sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft dominiert. Was von der Vergangenheit gewußt wird, sind die Inhalte der Erinnerung, die allerdings nicht abhängig von der Vergangenheit außerhalb des kognitiven Systems, sondern an das gegenwarts- und zukunftsorientierte Handeln des Menschen gebunden ist. Erinnerung wird, was gegenwärtig Sinn macht. Die Vergangenheit kommt sozusagen als vergegenwärtigte Vergangenheit in Sicht. Die Vergangenheit als solche wird im konstruktivistischen Denken aber keineswegs als nichtexistent angesehen. Bereits die Erfahrung zeigt, daß Vergangenheit eine sinnvolle Funktion im Handeln ausübt. Ihre Inhalte können allerdings nicht mehr erfahren oder wahrgenommen werden. Die Intensität der Wahrnehmung läßt nach, je weiter sie sich zurückbeziehen muß; und dieses Wahrnehmungsdefizit wird von dem aufgefüllt, was »allgemein bekannt« ist, was aus der Erinnerung »elaboriert«, was erzählt und schließlich geschichtswissenschaftlich in der *community of scholars* als Wissen gesichert und stabilisiert wird, nicht besessen von subjektiv-beliebigen Einfällen, sondern geleitet, ja diszipliniert von Regeln, die sich in langen Kommunikationsprozessen ausgebildet haben, von Regeln, die Kohärenz, Konsistenz, Plausibilität, Kommunika-

bilität, Innovationskraft etc. historischer Aussagen herstellen – in Streit und Machtkampf.

So verlegt sich der Akzent historischer Arbeit vom Vergangenheitsbereich auf den kognitiven Umgang mit diesem Bereich. Damit verändert sich auch der Ort historischer Referentialität. Es geht nicht um den Referenten im Vergangenheitsbereich, um historische Referentialität wird vielmehr in der Kommunikationsgemeinschaft der Geschichtswissenschaft immer noch gerungen. Referiert wird auf das, worum es geht. Der Referent steht noch nicht fest, er ist umstritten. Diese Argumente hat Siegfried J. Schmidt auf prägnante Weise zusammengefaßt: »Gegenwart wird demnach an das Konzept ›Bewußtheit‹, Vergangenheit an das Konzept ›Bekanntheit‹ gekoppelt (vergangen ist, was bekannt ist). Damit steht für Erinnern ein Kriterium bereit, das unabhängig von Vergangenheit ist. Sinnvolle Erinnerungen brauchen keinerlei Referenz auf ein ›Objekt‹. Anders ausgedrückt, Erinnerung hängt nicht von Vergangenheit ab, sondern Vergangenheit gewinnt Identität allererst durch die Modalitäten des Erinnerns: Erinnern konstruiert gegenwärtig(e) Vergangenheit. Wir operieren mit anderen Worten nicht mit Vergangenheit, sondern mit Geschichten, in deren Konstruktion die Vorstellungen eingehen, die wir uns von der Beschaffenheit von Vergangenheit machen. Diese Vorstellungen, nicht die Vergangenheit, geben die Referenzebene unserer Erinnerung ab.«⁴³ Die Schwerpunkte der historischen Arbeit verlagern sich. Orientiert an historischer Referentialität ist es nicht die Arbeit an den Quellen, auch nicht die Vetomacht der Quellen, die alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist vielmehr die kritische Reflexion des Umgangs mit den Quellen im kommunikativen Feld der gegenwärtigen Auseinandersetzung um die Bedeutung der Geschichte. Aufgewertet wird zweifelsohne die oft stiefmütterlich behandelte Geschichtstheorie. Diese Schwerpunktverlagerung bedeutet aber nicht, daß die Quellen vernachlässigt werden könnten. Irgend jemand in der *commu-*

nity of scholars wird schon versuchen, auch die Quellen zur Sprache zu bringen, die bisher vielleicht ein Schattendasein geführt haben, etwas herauszufinden bzw. zu erforschen, was bisher wenigen bekannt war; und sofern die Quellen sich im Sinngabungsprozeß bewähren, können sie sich wirksam entfalten. Etwas provozierend kann Rusch formulieren: »Geschichtsschreibung macht Vergangenheit kognitiv und sozial verfügbar, jedoch ohne sie zu erforschen.« Er fährt aber fort: »Was sie erforscht, ist die Gegenwart im Hinblick auf eine Geschichte, die diese Gegenwart (als Ergebnis geschichtlicher Entwicklung) eher plausibilisiert und legitimiert als erklärt. Die empirische Basis dieser Forschung ist die Beobachtung und Erfahrung im Umgang mit Quellen und Zeugnissen, also jeweils gegenwärtigen Objekten.«⁴⁴ Die Forschung orientiert sich nicht am historischen »Gegenstand«, sondern am Umgang mit Quellen. Und hier kann Rusch alle Usancen und Regeln der Forschungspraxis ins Spiel bringen.⁴⁵ Forschung, in der um die Bedeutung der Vergangenheit gerungen, ja, gestritten und gekämpft wird, gibt es allemal. Sie ist das Medium, in dem Geschichte ihren Platz erhält.

In den Hintergrund tritt auch die Hermeneutik, sofern es traditionellerweise darum geht herauszufinden, welchen Sinn ein Autor seiner Aussage einst geben wollte. Sollte die Hermeneutik sich darin erschöpfen, wird sie kaum noch eine Rolle spielen⁴⁶; um so effektiver ist die Funktion, die sie in den Erzählungen wahrnimmt. Sie geben dem historischen Stoff, der allgemein bekannt ist, einen Sinn. Auch das ist, von den Konstruktivisten allerdings kaum gewürdigt, eine hermeneutische Aufgabe: einem Stoff so Sinn zu verleihen, daß er verstanden wird. Aus einer Methode, Vergangenes in der Gegenwart zu verstehen, wird eine Methode, gegenwärtigem Handeln jeweils Sinn einzustiften. Hermeneutik bezieht sich hier nicht auf den Zeitraum, der Vergangenheit und Gegenwart umfaßt, sondern auf die Tätigkeit, die unserer Gegenwart eine Zukunft eröffnet.

Von der Geschichte, die kognitiv konstruiert und intersubjektiv diszipliniert wird, ist zu erwarten, daß sie die »Komplexität unserer Wirklichkeitskonstruktionen« steigert und uns dazu verhilft, »auch komplexer handeln zu können«.47 Die historische Referentialität steht in dem Bereich auf dem Spiel, in dem unsere Wirklichkeitskonstruktionen Gestalt annehmen bzw. wo sie ihren Ausdruck erhalten: im »intersubjektiven Erfahrungsraum«. Die Hermeneutik wird gebraucht und ihre Regeln werden zu beachten sein, wo das Verstehen der Erzählungen oder Geschichten antizipiert oder wo die Aussagen der Historiker rezipiert werden. Wird die Hermeneutik auf die Rezeption und nicht die einstige Herstellung eines Textes bezogen, müßte der Historiker sie jetzt, im Nachhinein sozusagen, doch wieder einsetzen, um dem historischen Text ebenso als Rezipient begegnen zu können. Das bedeutet nicht, die Hermeneutik nachträglich wieder im alten Sinne voll zur Geltung zu bringen, sondern methodisch nur dort zu nutzen, wo auf Sinnmitteilung angelegte Texte in den intersubjektiv gestalteten Forschungsprozeß einbezogen werden. Aber auch hier dürfte dieser hermeneutische Einsatz im Rahmen des Konstruktivismus nur dem Zweck dienen, unser Wissen von der (gegenwärtigen) Wirklichkeit zu erweitern. Die Bemühung um die wahrheitsgetreue Darstellung eines vergangenen »Gegenstandes« erscheint dagegen als eine Spiegelfechterei, mit Wirklichkeit und Sinn hat sie nichts zu tun.

Deutlich sollte geworden sein, daß der Konstruktivismus eine interessante Variante historischen Denkens anbietet. Er erörtert das Problem historischer Referentialität im Rahmen einer modernen Epistemologie, die sich an den biologisch-anthropologischen Möglichkeiten des Erkennens orientiert. Er übergeht oder lugnet dieses Problem nicht.

V

Unsichere Geschichte

Die Geschichtswissenschaft kann sich ihres Gegenstands nicht mehr sicher sein. Daran läßt die Kritik, die von den Vertretern des *linguistic turn*, der Diskursanalyse und des Konstruktivismus an den Realismuskonzepten der historischen Arbeit geäußert wurde, keinen Zweifel. Die Wirkung dieser Kritik hat zwar Unruhe in die Geschichtswissenschaft gebracht, manche Historiker auch verschreckt, aber nicht zur Preisgabe gegenstandsbezogener Forschungen geführt. Zu beobachten sind vielmehr Reaktionen, die sich über diese Situation hinwegsetzen: Zum einen das unablässige Bemühen, unbekümmert um die theoretischen Diskussionen sowie Einzelheiten wie möglich über vergangenes Denken, Reden und Handeln festzustellen und an der Bedeutsamkeit der Fakten gegenüber den Fiktionen festzuhalten, und zum anderen die allgemeinen, strukturellen Bedingungen für Denken, Reden und Handeln der Menschen in allen relevanten Gesellschaftsbereichen zu erforschen, als ob die Materialität dieser Strukturen allein die Potenz wäre, die Vergangenes zu Geschichte werden läßt. Was solche Reaktionen miteinander verbindet, ist ihr realistisches Geschichtsverständnis, d. h. der unerschütterliche Glaube an die erfahrungs- und erkenntnisunabhängige Realität der *res gestae*. Immer noch wird von der »historischen Wirklichkeit« gesprochen, und immer noch gilt die Rede von der Vergangenheit, die »unabhängig vom erkennenden Subjekt Strukturen besitzt«¹. Die neueren Bemühungen um die Erkenntnis von Wirklichkeit bzw. um die Art und Weise, wie Wirklichkeit überhaupt entsteht, werden trotz einiger Lippenbekenntnisse nicht eigentlich als Herausforderung angenommen: Innovationsimpulse, die von Modellen der Selbstreferentialität, der Diskursanalyse, der narrativen Logik bzw. des *linguistic turn* ausgehen.

Unmißverständlich deutlich hat Gebhard Rusch der historischen Zunft ins Stammbuch geschrieben: »Weil die Vergangenheit kein Bereich menschlicher Erfahrung, kein Bereich innerhalb der Erfahrungswelt ist, bleiben historiographische Konstruktionen unsicher, hypothetisch, spekulativ.«² So wird der Geschichtswissenschaft nicht nur bescheinigt, daß ihre Selbstsicherheit auf unsicheren Grund gebaut ist, sondern auch versichert, daß es keine Mittel gibt, ihr die Unsicherheit je einmal zu nehmen. Die Bemühung um die Vergangenheit wird immer eine »unsichere Geschichte« bleiben.

Daß sich die traditionelle Geschichtsschreibung auf unsicherem Boden bewegt, hat ihr auch die metahistorische Analyse Hayden Whites deutlich vor Augen geführt. Er zeigt, wie die großen Historiker des 19. Jahrhunderts theoretisch am historischen Realismus festhielten, den historischen Stoff praktisch jedoch nach Regeln einer literarischen Erzählweise gestalteten, die im Grunde schon postmoderne Züge trug. Die Praxis war sich ihrer Theorie nicht sicher und umgekehrt.

Schließlich sprach Michel Foucault davon, daß die Geschichte »zufällige Begegnungen zum Faden einer fragilen und ungewissen Geschichte vereinigt«³. Fragil und ungewiß, ganz und gar unsicher ist sie, weil sie selber der Geschichtlichkeit unterliegt. Sie zeigt, »daß das, was ist, nicht immer gewesen ist« und folglich nicht bleiben wird – auch sie selber nicht. Die »Ontologie der Gegenwart« hat Foucault nicht konzipiert, um die Gegenwart festzuschreiben, sondern um sie auf Zukunft hin zu öffnen und in ihrer Vergänglichkeit zu erfassen. Historiker der Gegenwart zu sein, bringt Unsicherheit in die Geschichte.

Es ist ausgesprochen unklar geworden, was die Geschichtswissenschaft heute noch ist: tatsächlich eine Wissenschaft oder vielleicht nicht doch »nur« eine Kunst? Wieder bricht die Frage des 19. Jahrhunderts auf. Unklar ist auch, womit sie sich mehr beschäftigen soll: mit den Problemen

der Gegenwart, was sie zu einer historischen Sozialwissenschaft bzw. einer sozialgeschichtlich orientierten Kulturwissenschaft werden ließe, oder mit den Geheimnissen vergangener Zeiten – ein Metier, das den Historikern besonders liegt und in dem sie eine beachtliche Professionalität ausgebildet haben. Unklar ist schließlich, wie die Geschichtswissenschaft das vielbeschworene Ende der »großen Erzählungen« (Jean-François Lyotard) bzw. der »grandiosen epistemologischen Entwürfe« (Ernst von Glasersfeld) überstehen wird, d.h. das Ende der Realismuskonzepte, an denen sich die Erforschung der Vergangenheit orientiert hat. Einige Unklarheiten könnten im Rahmen der bisherigen Geschichtswissenschaft erörtert und beseitigt werden, und dies alles immer noch in dem Bestreben, der »historischen Wahrheit« so nahe wie möglich zu kommen. Die Frage nach dem Wissen von der »wirklichen« Welt oder dem, was »wirklich« geschehen ist, trifft die Geschichtswissenschaft jedoch tief ins Mark und erlaubt keine Remeduren oder Kompromisse. Hier steht das Problem der historischen Referentialität auf dem Spiel, der Vergangenheitsbezug: nichts rechtfertigt mehr die Zuversicht, »daß objektives Wissen sowohl wünschenswert als auch erreichbar bleibt«⁴. Hier müssen die Begrifflichkeiten aus dem Geist der Hermeneutik und des Positivismus grundsätzlich überdacht und neu konzipiert werden. Vielleicht liegt hier auch der Grund, warum auf den *linguistic turn* und die Diskursanalyse mit unerbittlicher Schärfe reagiert wurde: Zuviel müßte aufgegeben und geändert werden. Wo es zum Schwur kommt, werden die kritischen Argumente deshalb oft grob, fahrlässig, zumindest aber ungenau. Das soll an zwei Beispielen gezeigt werden.

(1) Hayden White wurde vorgeworfen, den Wirklichkeitsbezug der Geschichtswissenschaft zu leugnen und die forschende Arbeit an den Quellen gegen eine linguistische Bearbeitung von Texten einzutauschen. Mit dem Hinweis auf den fiktionalen Charakter der Geschichtsschreibung

wollte er den Wirklichkeitsbezug jedoch nicht leugnen und schon gar nicht den Realitätscharakter historischer Ereignisse. Da greift die Kritik von Georg G. Iggers, Richard J. Evans, Arthur Marwick und Chris Lorenz zu kurz. In seiner Antwort auf Marwick schreibt White: »I have been criticized elsewhere for my agreement with Barthes' remark: ›Le fait n'a jamais qu'une existence linguistique‹. This has been taken to suggest that ›events‹ are only linguistic phenomena, but events have no reality and that therefore there are not and possibly never were any such things as historical events.«⁵ Dieser Vorwurf ist »manifestly absurd« und wird darauf zurückgeführt, daß Marwick es versäumt habe, zwischen Ereignissen und Fakten zu unterscheiden. »The events have to be taken as given«, während die Tatsachen, nach Arthur C. Danto, »events under description« seien⁶.

Wer sich weniger dafür interessiert, was sich einst zutrug, als vielmehr dafür, wie an der Vergangenheit gearbeitet wurde, wer sich nicht vornimmt, Normen zukünftiger Geschichtsschreibung zu präsentieren, sondern sich die Aufgabe stellt, die Erzähltechnik zu untersuchen, die in großen Werken der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert entwickelt und angewandt wurde, stößt darauf, daß die Erzählweise mehr als nur ein Mittel ist, um die gewonnenen Einsichten am historischen Material zur Darstellung zu bringen. Sie fördert geradezu Erkenntnis zutage. Wo ein begründetes Urteil über einen vergangenen Tatbestand formuliert wird, hat sich die Sprechweise des Historikers, die Topologie der Sprache, die ihm zur Verfügung steht, in den Tatbestand eingemischt, ihn eingefärbt und ihm einen Sinn gegeben, der ihm von der Zukunft her zuwuchs, aber im eigenen Zeitraum keine Rolle spielte. Es ist also nicht das Quellenmaterial, das die Regie in der Geschichtsschreibung führt, die Vergangenheit »spricht« nicht in den Quellen, wie Evans behauptet⁷, sie wird vielmehr vom Historiker zur Sprache gebracht. In der Art, daß weder der Referent (Objekt), noch der Autor (Subjekt), sondern, das Subjekt-Objekt-Schema durchbrechend,

die Beziehung zwischen dem Referenten und dem Autor in Form eines Textes zum Ausdruck kommt.⁸ Der historische Referent begegnet uns nicht außerhalb des Textes, sondern in ihm bzw. mit ihm. Hier findet der geforderte Wirklichkeitsbezug seine konkrete Gestalt.

(2) Auch Michel Foucault wurde einer strengen, oft unbarmherzigen Kritik unterzogen – in letzter Zeit besonders von Hans-Ulrich Wehler. Im Mittelpunkt dieser Kritik steht der Diskurs. Aus ihm ist, wie Wehler zu Recht feststellt, das wirklichkeitserzeugende individuelle Subjekt der neuzeitlichen Philosophie verbannt worden, aber so, daß der Diskurs nun, wie Wehler weiter meint, zum »Subjekt des historischen Prozesses« selbst geworden sei.⁹ Prozesse sind zentriert, haben einen Duktus ausgebildet, folgen einer inneren Logik, auf jeden Fall garantieren sie trotz mancher Ungleichzeitigkeiten und Überlagerungen historische Kontinuität. In der *Archäologie des Wissens* schreibt Foucault jedoch etwas anderes: Der Diskurs ist »nicht die majestätisch abgewinkelte Manifestation eines denkenden, erkennenden und es aussprechenden Subjekts: Im Gegenteil handelt es sich um eine Gesamtheit, worin die Verstreuerung des Subjekts und seine Diskontinuität mit sich selbst sich bestimmen können«¹⁰. Der Diskurs ist fragmentiert und brüchig, in seinen »vielgestaltigen Unebenheiten«¹¹ ganz und gar ungeeignet, einen Vorsatz zu fassen und Realität stiften zu wollen. Er wird nicht als »Subjekt«, sondern geradezu als »Objekt« beschrieben¹². Ihn gegen diesen Wortlaut als das wirklichkeitserzeugende »Subjekt des historischen Prozesses« zu bezeichnen oder gar als »Großsubjekt« zu ironisieren, das diejenigen, die den Diskurs führen, zu Objekten degradiert¹³ und der strukturalistisch konzipierten »Übermacht des Sprachgeschehens« ausliefert¹⁴, geht nicht an.

Wehler beobachtet genau, daß Foucaults historische Arbeit nicht an dem interessiert ist, was gedacht und gesagt wurde, ihm geht es vielmehr um die Bedingungen, unter de-

nen dieses oder jenes zu sagen möglich war. So interessieren ihn nicht die Dokumente, für jeden Historiker zunächst befremdlich, ihn interessieren statt dessen Monumente, gemeint ist die epistemische Ordnung. Es ist jedoch nicht so, daß Foucault die Dokumente durch die Monumente ersetzt, wie Wehler behauptet, die Dokumente werden nur in Monumente »transferiert«. So konzentrierte Foucault sich auf die epistemische Ordnung, die natürlich aus historischen Quellen bzw. Dokumenten erarbeitet werden mußte. Er verstand den Begriff des Monuments als die verfestigte Ordnung bzw. als die Materialität einer Aussage. Wenn er die Aussage in der *Archäologie des Wissens* so ausführlich beschreibt, dann tut er dies aus mehreren Gründen. Erstens soll klargestellt werden, daß unter Aussage nicht ein intentional formulierter Satz oder der Inhalt des Gesagten zu verstehen ist, der auf die innersten Motive eines bestimmten Autors zurückgeht. Zweitens soll erklärt werden, warum die Hermeneutik nicht bemüht zu werden braucht. Wehler wirft dem Franzosen mangelhafte Kenntnis der hermeneutischen Tradition vor, die vorwiegend in Deutschland ausgebildet worden war. Geht es aber um die Aussage unter Absehung eines intendierten Sinns, kann die Hermeneutik, die das Sinnverstehen regelt, nichts ausrichten. Diese Aussage ist keine Sinneinheit, sie ist nur eine Funktion, die für sinnführende Aussagemöglichkeiten sorgt und deshalb in ihrer äußerlichen Materialität (positivistisch) beschreibbar ist. Und drittens wird gesagt, daß Aussagen als Teile des Monuments ausgesprochen aktiv sind. »Das Feld der Aussage ist nicht eine Menge von bewegungslosen Flächen, skandiert von fruchtbaren Monumenten; es ist ein Gebiet, das durch und durch aktiv ist.«¹⁵ Die Monumente sind alles andere als »unbelebt«, wie Wehler schreibt¹⁶, sie sind Teil eines Feldes, in dem Wirklichkeit entsteht. Das ist der von Wehler nicht erkannte Grund, warum Diskurse zum »Gegenstand« der Geschichte werden. Nur in Diskursen ist das sogenannte Referential verankert, und hier findet es seine konkrete Wirklichkeitsträchtige Gestalt.

Auch den Zusammenhang von Diskurs, Wissen und Macht stellt Wehler auf problematische Weise dar. Er setzt mit der lapidaren Feststellung ein, daß es die Aufgabe des Diskurses sei, »die sozialen und natürlichen Prozesse« der Umwelt zu kontrollieren, ja, seiner Kontrolle sogar zu »unterwerfen«¹⁷. So etwas hat Foucault nicht behauptet, er hat vielmehr gemeint, daß der interessengeleitete Zugriff verschiedener Kräfte auf den Diskurs die Absicht verfolgt, Kontrolle auszuüben – doch nicht der sogenannten Prozesse. Es ist in erster Linie der Diskurs selbst, der kontrolliert wird, um dem unberechenbaren und gefährlichen Wuchern der Diskurse rechtzeitig Einhalt zu gebieten¹⁸, d. h. genauer nun, um sich der Prozesse zu bemächtigen, die in ihm wirksam sind und erst noch entstehen werden.

Der Kampf um die Kontrolle des Diskurses ist zugleich eine gegenseitige Kontrolle derjenigen Kräfte, die sich des Diskurses zu bemächtigen versuchen. Macht ruft Widerstand hervor. Der Widerstand gehört zur Ordnung des Diskurses, ja, er sorgt dafür, daß der Diskurs nicht zu einem repressiven Herrschaftsinstrument verkommt, sondern kreativ und produktiv bleibt.

Die Diskursanalyse ist nicht, wie Wehler behauptet, von einer Gesellschaftstheorie ersetzt, sie ist von ihr nur ergänzt bzw. vertieft worden. Diskurs und Gesellschaft, ob es gesellschaftliche, außerdiskursive Praktiken oder politische Intentionen sind, treten nicht auseinander, sondern bleiben miteinander verknüpft. Realität entsteht im Diskurs und bleibt Diskursrealität. Diskursrealität ist auch Geschichte, ebenso ihr Referent in der Vergangenheit. Daraus folgt: Historische Diskurse gründen in der Historizität der Gegenwart, wie sie umgekehrt diese Historizität begründen.

(3) Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Radikalen Konstruktivismus ist es bislang nicht gekommen. Historiker sind offensichtlich der Meinung, daß es hier nicht um ihre Sache geht, auch ist ihnen der analytisch-philosophische

Hintergrund fremd und der vermutete Biologismus der Kognitionswissenschaft sogar suspekt.

Bis zu einem gewissen Grade zeigen einige jedoch Verständnis für die Rede von der Konstruktivität der historischen Arbeit. Wehler spricht sogar von der »Unvermeidbarkeit des Konstruktivismus als Methode«¹⁹ und beschreibt die wertbezogene Selektion des historischen Sujets im Gefolge Max Webers als Konstitution des Gegenstands, der mit Hilfe von Theorien erschlossen werden muß. Es ist jedoch die Frage, ob dieses »konstruktivistische Vorgehen« tatsächlich nicht etwas anderes ist, »als einem instrumentellen Theorienverständnis zu folgen«²⁰. Der Konstruktivismus lebt von der Einsicht in die Selbstreferentialität des Umgangs mit Wirklichkeit und Geschichte, d.h. auch von der Einsicht in die prinzipielle Unzugänglichkeit der Vergangenheit, in die keine Methode zurückzuführen vermag. Doch Wehler bezieht sich mehr auf den einfacheren Sozialkonstruktivismus Peter Bergers und Thomas Luckmanns als auf die kompliziertere Systemtheorie seines Bielefelder Kollegen Niklas Luhmann oder auf den Radikalen Konstruktivismus. Im Grunde paßt Wehlers Bekenntnis zur Konstruktivität der historischen Arbeit, solange er an dem bereits erwähnten Strukturverständnis festhält, eher zu denjenigen, die eine Rekonstruktion als eine Konstruktion der Vergangenheit im Auge haben und nicht einsehen, warum sie das überkommene Realismuskonzept aufgeben sollten. Mit Bedacht bejaht Wehler folglich nur den methodologischen Aspekt des Konstruktivismus und nicht dessen ontologische Implikation. Wenn er von Konstruktion spricht, meint er die Rekonstruktion vergangener Wirklichkeit. Von einem solchen Verständnis hat sich der Konstruktivismus aber be-
weußt verabschiedet.

Gelegentlich wird darauf hingewiesen, daß es einen fließenden Übergang von einem reflektierten Realismus zu einem moderaten Konstruktivismus gäbe. So ist beispielsweise Kritik aus dem Kreis der Radikalen Konstruktivisten

selbst laut geworden. Es sind vor allem zwei Argumente, die vorgebracht wurden.

Erstens: Wenn die Vertreter des Konstruktivismus behaupten, daß alles, was uns zu wissen möglich ist, konstruiert sei, wäre das radikalkonstruktivistische Konzept selber eine Konstruktion. Da die Konstruktivisten sich aber um die Wirklichkeit als ein Kriterium gebracht haben, an dem sich diese These überprüfen ließe, bleibt ihre Behauptung in der Luft hängen. Das führt Norbert Groeben zu der pointierten Feststellung: »Wenn der Radikale Konstruktivismus wahr ist, dann ist er falsch.«²¹ In den Augen dieses Kritikers zerbricht der Radikale Konstruktivismus an seinem Selbstwiderspruch. Dieses Argument ist jedoch problematisch. Abgesehen davon, daß die Radikalkonstruktivisten keinen Wahrheitsanspruch mit ihrem Konzept verbinden, sondern nur darlegen, was ihnen zu denken möglich sei, beziehungsweise die Viabilität ihrer Einsichten zur Diskussion stellen, kann von ihnen ebenso wenig wie von anderen Wissenschaftlern gefordert werden, die Wissenschaft, der sie verpflichtet sind, mit wissenschaftlichen Mitteln zu begründen. Dafür sind außerwissenschaftliche Mittel einzusetzen. Das Argument vom Selbstwiderspruch zieht nicht.

Zweitens wird die Überheblichkeit kritisiert, mit der Konstruktivisten sich zu Herren der Wirklichkeit machen. In der antiaufklärerischen Tendenz der Romantik wendet sich Alfred Locker »gegen die absolute Verfügungsgewalt des Subjekts über die Wirklichkeit« und stellt sich denjenigen an die Seite, die dabei sind, »die Dinge vor dem hybriden Zugriff des Menschen zu retten und ihnen ihr Eigenrecht zu sichern«²². Er läßt die konstruktivistische Realitätswahrnehmung gelten, aber nur unter der Bedingung, daß seine Einbettung in eine das kognitive System umgreifende Wirklichkeit voll in Rechnung gestellt wird. Das kognitive System ist Teil der Wirklichkeit, die vor dem Subjekt da ist, das Realität konstruiert, um sich in seiner Umgebung behaupten zu können. Damit wird die Dichotomie von kogni-

tivem System und Umwelt widerrufen und die Autopoiesis eingeschränkt. Die Konstruktivisten vermögen keine Wirklichkeit zu erkennen, die bereits eine feste Gestalt aufweist, wohl aber sehen sie sich gezwungen, auf die Wirkungen einer amorphen, einer ontischen Wirklichkeit zu reagieren. Locker kommt zu seinen kritischen Einwänden, indem er von einem Standpunkt aus argumentiert, der über Wirklichkeit und kognitivem System eingenommen wird. Die Konstruktivisten nehmen eine bescheidenere Haltung gegenüber der Wirklichkeit an sich an. Sie konstruieren ihre Erfahrungswelt, aber nicht die Wirklichkeit an sich. Was über das eigene Konstrukt hinausweist, ist die im Rahmen der eigenen Konstruktion praktizierte Intersubjektivität. Die Konstruktivisten wissen nichts von einer umgreifenden Wirklichkeit, sehr wohl aber stellt sich ihnen in ihrer eigenen Erfahrungswelt eine Ahnung von einer Wirklichkeit ein, die anders ist als die eigene Konstruktion.

Die Radikalität, die für viele zum Stein des Anstosses geworden ist, findet ihren Ausdruck in der Differenz zum Realismuskonzept. Da gibt es keine gleitenden Übergänge. Von den traditionellen Realismuskonzepten haben sich auch Hayden White und Michel Foucault getrennt. Ankersmit hat das auch zeitweilig getan, mit seiner Wende zur unmittelbaren Erfahrung der Geschichte ist ihm eine Überwindung der Kontroverse zwischen Realismus und Konstruktivismus allerdings nicht geglückt.

Spätestens an dieser Stelle muß die Frage erörtert werden, ob die Realismuskritik der neuen Konzepte überhaupt ins Leere greift und der traditionellen Geschichtserkenntnis etwas unterstellt, was sie mit Wilhelm Dilthey bereits aufgegeben hatte: eine sich auf objektive Tatsachen gründende Erkenntnis des Vergangenen. »Die Frage, ob das, was als bewußter Tatbestand in uns auftritt (Erlebnis), hinter sich eine andersartige Realität als seine Bedingung hat, liegt außerhalb des Bezirks von sicherem geisteswissenschaftlichen Wissen.«²¹ Dieser Satz könnte »postmodern« verstanden wer-

den, ebenso die Rede davon, daß die Geschichte keine »Kopie« des vergangenen Geschehens sei, sondern eine »neue geistige Schöpfung«²⁴. Grundlegend ist für Dilthey das »Erlebnis« und der Ausdruck, den dieses findet, um verstanden zu werden. Was sich im Erlebnis durchsetzt, ist das Leben schlechthin. Zwischen Leben und Erlebnis herrscht Identität. Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß das »Erlebnis« sich, wie im *linguistic turn* die Sprache, zwischen das einstige Geschehen und den gegenwärtigen Betrachter schiebt. Genau betrachtet ist das aber nicht der Fall, denn das Erlebnis ist auf unauflösbare Weise sowohl der Stoff, aus dem Geschichte ist, wie das Mittel, das die Erkenntnis des Vergangenen zuwege bringt. Der Historiker ist in der Lage, geschichtlich zu erkennen, weil er selber geschichtlich ist. Bewußtsein, dessen inhaltsprägende Form das Erlebnis annimmt, und Gegenstand fallen ineinander. Da ist, wie Hans-Georg Gadamer meint, immer noch das »spekulative Postulat« des Idealismus am Werk.²⁵ Sicherlich ist das kein naiver Geschichtsrealismus mehr, aber doch ist Dilthey sich der geschichtlichen Welt sicher, die im Erlebnis konstruiert wird. Es ist nicht die Unsicherheit historischer Erkenntnis, die bewußt ausgehalten wird, um den Hiatus zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu verarbeiten. Im Gegenteil, Dilthey spricht von der »Sicherheit«, die ihm »von der adäquaten Repräsentation des ihm Gegebenen im Denken« vermittelt wurde.²⁶ Dilthey hat den erwähnten Hiatus übersprungen. Mit dem Erlebnisbegriff hat er sich nach Gadamer eine »Distanz zur eigenen Geschichte« geschaffen, »die allein ermöglicht, sie zum Objekt zu machen«.²⁷ Auch wenn die geschichtliche Welt im Erlebnis konstruiert wird, wird sie nicht verstanden, sie macht sich vielmehr verständlich. Es ist das Leben selbst, das sich im Erlebnis konstruiert und in dem sich der objektive Geist in der Vielzahl seiner Objektivationen zum Verständnis bzw. zur Erkenntnis bringt. Im historischen Bewußtsein, sagt Gadamer, »vollzieht sich das Wissen des Geistes von sich selbst«.²⁸ Das markiert eine we-

sentliche Differenz zu den neueren Konzepten. Diskontinuität, tropologische Differenz, Bruch, Fremdheit: das sind nicht die Begriffe Diltheys. Sie fügen sich schwerlich in die Tradition der Hermeneutik ein.

Die Realismuskritik schließt also auch die radikalste Ausprägung der hermeneutischen Tradition im 19. Jahrhundert ein und zeigt, wie weit sich die neueren Konzepte vom traditionellen Wirklichkeitsverständnis entfernt haben. Es wird vielleicht aber nicht möglich sein, sich sogleich an die Arbeit zu setzen und Geschichte in der einen oder anderen Weise neu zu schreiben. Foucault hat es in größtmöglicher Übereinstimmung mit seinen theoretischen Überlegungen versucht, andere sind ihm gefolgt, vor allem auf dem Gebiet der Geschlechterbeziehungen oder mit Themen, die von den *new cultural studies* aufgenommen wurden. Ob postmodern oder modern, darauf kommt es vorerst nicht so sehr an; es wird aber unumgänglich sein, sich die erkenntnistheoretische Rückständigkeit einzugestehen und nach Wegen zu suchen, auf denen Begriffe, Theorien und Konzepte eine zeitgemäße, modernere Gestalt als bisher erhalten. Mit alten, abgenutzten Werkzeugen läßt sich Geschichte nicht neu schreiben.

Neu gestellt werden muß vor allem und zuerst die Frage nach dem historischen Referenten. Er ist nicht die Vergangenheit, auch nicht ein Stück von ihr, das sich in der Gegenwart zu erkennen gibt. Er ist nur Ausdruck des Verhältnisses, das zur Vergangenheit eingenommen wird. Dieses Verhältnis findet seine Gestalt im historiographischen Text, wenn wir Hayden White folgen, in einem Text, der als »literarisches Artefakt« charakterisiert wird und fiktional-erzählerische Züge trägt, aber dennoch der Vergangenheit abgerungen wurde. Dieser Erzähltext gleicht nicht dem vergangenen Gegenstand, den er darstellt, er ist nicht »Abbild einer möglichen Wirklichkeit«²⁹, und doch ist er eine Form, die gewählt wird, um zu erfassen und mit Bedeutung zu versehen, was sich selbst nicht mehr zur Darstellung

bringen kann. Die tropologische Redeweise von der Metapher bis zur Ironie kann zum Ausdruck bringen, was sich in Sätzen wie »so war es« nicht sagen läßt, denn »so war es« heißt genaugenommen, alles ist vergangen, da ist nichts mehr. Die tropologische Redeweise macht es dagegen möglich, von dem, was nicht ist, so zu reden, als ob es sei.

Der historische Referent hat keinen Ort in der Vergangenheit, er findet ihn nur im Vorgang der Erzählung hier und jetzt, so bei Hayden White, im Diskurs, wie bei Michel Foucault, oder in kognitiv-intersubjektiver Verständigung, wie bei den Radikalen Konstruktivistin. Sein Ort ist da, wo die Vergangenheit zum Problem wird. Und Geschichte ist, ob in Erzählung, Diskurs oder in intersubjektiver Verständigung, der Versuch, dieses Problem, das sich ständig verändert, schrumpft und vergeht, neu entsteht, sich aufbläht und zur Last wird, zu lösen, zumindest aber zu bearbeiten. Kriterien, die darüber entscheiden, welcher Versuch gelungen ist, welcher noch verbessert werden könnte und welcher verworfen werden muß, bringt nicht der traditionelle Referent herbei; solche Kriterien wachsen uns in dem Bemühen um die Beziehung zu, die zwischen Vergangenheit und Gegenwart hergestellt wird. Um diese Kriterien wird in den Vorgängen gerungen, in denen sie zur Anwendung kommen. Sie sind uns ebenso wenig sicher wie die Probleme, die sich ungerufen einstellen – und unsicher ist die Geschichte, die dabei entsteht: in Erzählung, Diskurs oder intersubjektiver Verständigung. In allen Fällen empfiehlt es sich, nicht mehr vom historischen Referenten, sondern von historischer Referentialität zu sprechen. Einst war der Referent, pauschal genommen, die »historische Wirklichkeit«, eine Wirklichkeit, die sich im Zuge neuerer erkenntnistheoretischer Erörterungen als Schein erwiesen hat. Stattdessen hat sich die Referentialität dorthin verlagert, wo Wirklichkeit überhaupt erst entsteht. Das heißt aber, daß an der Entstehung von Wirklichkeit nicht Vergangenheit, wohl aber auf ganz sensible Weise Geschichte beteiligt ist.

Mit den Untersuchungen zur Theorie der historischen Referentialität bei White, Ankersmit, Foucault und den Radikalen Konstruktivisten wollte ich das Urteil überprüfen, das ihnen vorwarf, den Wirklichkeitsbezug ihres historischen Denkens verloren zu haben. Mir ging es nicht um eine systematische Erörterung der Referentialitätsproblematik allgemein, sondern einzig und allein darum, den Argumenten derjenigen nachzugehen, die mit diesem Urteil schwer belastet und um die Möglichkeit gebracht wurden, sich an den Auseinandersetzungen um die Grundlagen der Geschichtswissenschaft heute und um neue Konzeptionen historischer Arbeit zu beteiligen. Statt die Fragen, die sie aufwarfen, ernsthaft ins Gespräch zu ziehen, wurde schon das Ende ihrer Ära ausgerufen, als ob sich jede Bemühung um die aufgeworfenen Fragen inzwischen erübrigt hätte – und weiter wird im Sinne eines pragmatischen Realismus historisch produziert: Monographie um Monographie, eine Gesamtdarstellung nach der anderen.

Georg G. Iggers hat den Wirklichkeitsverlust der postmodernen Konzepte von Geschichte kritisiert, zugleich hat er auch die enorme Erweiterung der Fragestellungen, Methoden und thematischen Bereiche anerkannt, die für die historische Arbeit erschlossen wurden. Sich über diese Komplexitätssteigerung hinwegzusetzen, dürfte wissenschaftlich nicht zu verantworten sein. Damit würde die Wissenschaft gegen ihr eigenes Prinzip verstoßen, Erkenntnisse zutage zu fördern. Allerdings läßt sich auch keine Begründung dafür finden, die praktischen Ergebnisse der neuen Konzepte zu begrüßen und die Theorien, die dazu führten, von Grund auf abzulehnen. Das eine ist ohne das andere nicht zu haben.

Einige Aspekte dieser Theorien, die sich mehr oder weniger, trotz offensichtlicher Unterschiede, in allen untersuchten Konzepten finden, sollen abschließend noch einmal thesenhaft umrissen werden. Sie werden vielleicht dazu beitragen, die vertrauten Argumentationsmuster geschichtstheoretischer Reflexion allmählich zu verändern.

(1) Der historische Referent, der im Rahmen einer traditionellen Erkenntnistheorie als ein erkenntnisunabhängiger, realer Gegenstand angesehen wird, fällt den Ansprüchen der modernen Realismuskritik zum Opfer. Er läßt sich nicht sachadäquat abbilden, zu stark ist die Überformung des Gegenstands durch das erkenntnissuchende Subjekt. Anders gesagt, der historische Referent setzt sich nicht selber im historischen Urteil durch, er bestimmt nicht die Regeln, die zu seinem Verständnis in der Gegenwart führen.

(2) Die Geschichtswissenschaft wird nicht um ihren Gegenstand gebracht, sie hat sich, wenn man die Aporien bedenkt, die mit der Anwendung der realistischen Erkenntnistheorie auf Geschichte entstanden, selber darum gebracht. Selbst die noch so umsichtige Rede von der Annäherung an den historischen Gegenstand darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß uns ein solcher Gegenstand nicht gegeben ist. Zumindest aber, daß wir nicht in der Lage sind, ihn zu erkennen, wie er wirklich ist.

(3) Aus dieser Einsicht in den instabilen Charakter des historischen Gegenstands, sofern sich unsere Wißbegier auf ihn richtet, ziehen die geschichtstheoretischen Überlegungen der untersuchten Außenseiter der Geschichtswissenschaft ihre Konsequenzen und versuchen, jeder auf seine Weise, mit diesem angeblichen Realitätsverlust fertig zu werden. Sie geben die historische Orientierung ihres Denkens nicht auf, ganz im Gegenteil, sie ringen darum. So erklärt sich ihre verschlungene, komplizierte Argumentationsweise. Foucaults Philosophie beispielsweise lebt ganz und gar von dem Vorsatz, Geschichte anders zu schreiben als bisher, aber immerhin Geschichte, um einen philosophischen Zugang zur Gegenwart zu finden.

(4) Im Rahmen der traditionellen Erkenntnistheorie wurde mit dem Hinweis auf den historischen Referenten der Wirklichkeitscharakter der historischen Aussagen behauptet,

tet. Mit ihm wurde auch begründet, daß es möglich sei, die Wahrheit über die vergangene Wirklichkeit zu sagen. Unter dem Eindruck der Realismuskritik hat sich der Charakter des Referenten verändert. Aus dem Gegenstand, dem der Historiker gegenüberstand, wurde eine Beziehung, die der Historiker zur Vergangenheit sucht. Fortan werden alle Aussagen über Vergangenes zu Aussagen über die Beziehung zu Vergangenen, aber nicht über die Vergangenheit selbst. Daher ist es sinnvoller, von der Referentialität als vom Referenten zu sprechen. Unter diesem Gesichtspunkt empfiehlt es sich auch, begrifflich zwischen Vergangenheit und Geschichte zu trennen. Geschichte ist der Versuch, ein Verhältnis zur Vergangenheit herzustellen (*historia rerum gestarum*), nicht die Vergangenheit als solche (*res gestae*). Nun bietet sich die Gelegenheit, die Zweideutigkeit des Geschichtsbegriffs, an die wir uns seit der Aufklärungszeit gewöhnt haben, wieder aufzulösen und zumindest in der geschichtstheoretischen Reflexion den Unterschied zwischen Vergangenheit und Geschichte deutlich zu markieren.

(5) Die Beziehung zu Vergangenen wird bei White in der tropologisch strukturierten Erzählung, bei Foucault im Diskurs und bei Radikalen Konstruktivisten im kognitiven System hergestellt. Der neuerliche Versuch Ankersmits, diese Beziehung im Erlebnis geschichtlicher Unmittelbarkeit zu verankern, scheint mir dagegen gescheitert zu sein. Die Referentialität findet ihren Ort, wo Wirklichkeit konstituiert wird, wo sie entsteht, wo um sie gerungen wird oder wo es zur Übereinkunft darüber kommt, was wirklich ist – was wirklich *ist*, nicht was wirklich *war*. Sie findet hier nicht nur ihren Ort, sondern erhält hier auch ihren Entstehungsimpuls und schließlich ihre literarische, diskursive bzw. intersubjektiv diskutierbare Gestalt und Bedeutung. Die Beziehung zu Vergangenen ist ein Konstrukt, das mit der Konstruktion der Wirklichkeit entsteht. Sie ist, wie die Wirklichkeit, ausgesprochen aktuell, veränderlich und unsicher.

Anmerkungen

I. *Linguistic turn* und »historische Referentialität«

- 1 Reinhard Wittram, *Das Interesse an der Geschichte*, Göttingen 1958, S. 33.
- 2 Phyllis Grosskurth, [Rez. von:] »Metahistory«, in: *Clio* 5 (1976) S. 240, zit. nach: Richard T. Vann, »The Reception of Hayden White«, in: *History and Theory* 37 (1998) S. 145.
- 3 Hans-Ulrich Wehler, *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998, S. 91.
- 4 Geoffrey Elton, *Return to Essentials. Some Reflections on the Present State of Historical Study*, Cambridge 1991, S. 27 (zit. nach der deutschen Übers. bei: Richard J. Evans, *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*, Frankfurt a. M. / New York 1998, S. 16).
- 5 Vgl. Peter Schöttler, »Wer hat Angst vor dem »linguistic turn«?«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997) S. 134–151.
- 6 Richard M. Rorty (Hrsg.), *The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method*, Chicago/London 1967, S. 33. Vgl. neuerdings R. Rorty, *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method (With two Retrospective Essays)*, Chicago/London, 21992, S. 371–374.
- 7 Jacques Derrida, *Grammatologie*, Frankfurt a. M. 1992, S. 274.
- 8 Ewa Domanska, »Human Face of Scientific Mind (An Interview with Hayden White)«, in: *Storia della storiografia* 24 (1993) S. 12.
- 9 Vgl. Frank R. Ankersmit / Jan J. A. Mooij (Hrsg.), *Knowledge and Language*, Bd. 3: *Metaphor and Knowledge*, Dordrecht/Boston/London 1993, S. 1–17 (Introduction).
- 10 Hayden White, *Auch Klio dichtet. Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart 1986, bes. »Der historische Text als literarisches Kunstwerk«, S. 101–122.
- 11 Georg G. Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, 2., durchges. Aufl. Göttingen 1996, S. 95.
- 12 Gabrielle M. Spiegel, »Geschichte, Historizität und die soziale

- Logik von mittelalterlichen Texten«, in: Christoph Conrad / Martina Kessel (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994, S. 180.
- 13 White, »Der historische Text als literarisches Kunstwerk« (s. Anm. 10), S. 110.
- 14 Jacob Burkhardt, *Über das Studium der Geschichte. Der Text der »Weltgeschichtlichen Betrachtungen«*, hrsg. von Peter Ganz, München 1982, S. 96 und 227.
- 15 Vgl. Hayden White, »Interpretation und Geschichte«, in: H. W., *Auch Klio dichtet* (s. Anm. 10), S. 76.
- 16 Vgl. Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt a. M. 1994, S. 50–57.
- 17 Hayden White, »Literaturtheorie und Geschichtsschreibung«, in: Herta Nagel-Docekal (Hrsg.), *Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten*, Frankfurt a. M. 1996, S. 67.
- 18 Ebd., S. 68.
- 19 Jörn Rüsen, *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden*, Köln/Weimar/Wien 1994, S. 163.
- 20 »Ich glaube nicht, daß eine Theorie wie meine dazu da ist, angewandt zu werden.« Ein Gespräch zwischen Hayden White und Judith Huber, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 9 (1988) S. 250.
- 21 Domanska, Interview (s. Anm. 8), S. 7.
- 22 Ebd., S. 7.
- 23 White, Gespräch mit J. Huber (s. Anm. 20), S. 246 und 252.
- 24 Vgl. White, *Metahistory* (s. Anm. 16), S. 19; er folgt mit dieser Charakterisierung der Erzählung offensichtlich Arthur C. Danto, *Analytische Philosophie der Geschichte*, Frankfurt a. M. 1980, S. 37ff, vgl. Werner Schiffer, *Theorien der Geschichtsschreibung und ihre erzähltheoretische Relevanz (Danto, Habermas, Baumgartner, Droysen)*, Stuttgart 1980, S. 23–201.
- 25 White, »Der historische Text als literarisches Kunstwerk« (s. Anm. 10), S. 120f.
- 26 Hayden White, »Die Bedeutung der Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit«, in: H. W., *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M. 1990, S. 14.
- 27 Hayden White, »Interpretation und Geschichte«, in: *Auch Klio dichtet* (s. Anm. 10), S. 77f.

- 28 Hayden White, »Historicism, History, and the Figurative Imagination«, in: *History and Theory. Studies in the Philosophy of History* 14 (1975) Nr. 4 (Beiheft 14), S. 55.
- 29 Wolfram Groddeck, *Reden über Rhetorik. Zu einer Stilistik des Lesens*, Basel 1995, S. 209.
- 30 Edward H. Carr, *Was ist Geschichte?*, Stuttgart 1963, S. 12.
- 31 White, »Historicism« (s. Anm. 28), S. 60.
- 32 Vgl. z.B. den Vorwurf des »lingering vestige of positivism«, mitgeteilt von Richard T. Vann, »The Reception of Hayden White«, in: *History and Theory* 37 (1998) S. 156f.
- 33 Carr, *Was ist Geschichte?* (s. Anm. 30), S. 13.
- 34 Hayden White, »Response to Arthur Marwick«, in: *Journal of Contemporary History* 30 (1995) S. 241 (zu: Arthur Marwick, »Two Approaches to Historical Study. The Metaphysical (Including »Postmodernism«) and the Historical«, in: ebd., S. 5–35).
- 35 Vgl. Reinhart Koselleck, »Vom Sinn und Unsinn der Geschichte«, in: Klaus E. Müller / Jörn Rüsen (Hrsg.), *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien*, Reinbek 1997, S. 85–90.
- 36 White, »Literaturtheorie und Geschichtsschreibung« (s. Anm. 17), S. 68.
- 37 Hayden White, »Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie«, in: H. W., *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M. 1990, S. 72. Vgl. H. White, »Historicism« (s. Anm. 28), S. 63: Die Erzählung »reveals the way things really were«.
- 38 Ernst Hanisch, »Die linguistische Wende. Geschichtswissenschaft und Literatur«, in: Wolfgang Hardtwig / Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996, S. 230.
- 39 Vgl. White, *Metahistory* (s. Anm. 16), S. 47–57, bes. 48.
- 40 Irmgard Wagner, »Geschichte als Text. Zur Topologie Hayden Whites«, in: Wolfgang Küttler / Jörn Rüsen / Ernst Schulien (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs*, Bd. 1: *Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte*, Frankfurt a. M. 1993, S. 216.
- 41 Ebd., S. 215.
- 42 Roland Barthes, »Was ist Kritik?«, in: R. B., *Literatur oder Geschichte*, Frankfurt a. M. 1963, S. 65f.
- 43 Roland Barthes, »Literatur heute«, in: R. B., *Literatur oder Geschichte* (s. Anm. 42), S. 82f.

- 44 Hayden White, »Historical Emplotment and the Problem of Truth«, in: Saul Friedländer (Hrsg.), *Probing the Limits of Representation: Nazism and the »Final Solution«*, Cambridge (Mass.) 1992, S. 35–53; dt.: »Historische Modellierung (emplotment) und das Problem der Wahrheit«, in: Rainer Maria Kiesow / Dieter Simon (Hrsg.), *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt a. M. 2000, S. 142–167. Vgl. James E. Young, »Hayden White, postmoderne Geschichte und der Holocaust«, in: Jörn Stückrath / Jürg Zbinden (Hrsg.), *Meta-Geschichte. Hayden White und Paul Ricœur. Dargestellte Wirklichkeit in der europäischen Kultur im Kontext von Husserl, Weber, Auerbach und Gombrich*, Baden-Baden 1997, S. 139–165.
- 45 Hans Sachs, *Die Wittenbergisch Nachtigall*, hrsg. von Gerald H. Seufert, Stuttgart 1974, S. 9–40.
- 46 White, »Literaturtheorie und Geschichtsschreibung« (s. Anm. 17), S. 74 f.
- 47 Walter Benjamin, »Über den Begriff der Geschichte«, in: W. B., *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*, Frankfurt a. M. 1977, S. 251–263; bes. These V (S. 253).
- 48 Jan J. A. Mooij, »Metaphor and Truth: A Liberal Approach«, in: Frank R. Ankersmit / J. J. A. M. (Hrsg.), *Knowledge and Language*, Bd. 3 (s. Anm. 9), S. 78.

II. Narrative Logik und historische Forschung

- 1 Arthur C. Danto, *Analytische Philosophie der Geschichte*, Frankfurt a. M. 1974; Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt a. M. 1991; Paul Ricœur, *Zeit und Erzählung*, 3 Bde., München 1989.
- 2 Gabrielle M. Spiegel, »Geschichte, Historizität und soziale Logik von mittelalterlichen Texten«, in: Christoph Conrad / Martina Kessel (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994, S. 167; G. M. Spiegel, »History and Post-Modernism«, in: *Past and Present* (1992) Nr. 135, S. 197.
- 3 Frank R. Ankersmit, *Narrative Logic. A Semantic Analysis of the Historian's Language*, The Hague, Boston/London 1983, S. 79–95.

- 4 Frank R. Ankersmit, *History and Tropology. The Rise and Fall of Metaphor*, Berkeley / Los Angeles / London 1994, S. 175.
- 5 Ankersmit, *Narrative Logic* (s. Anm. 3), S. 83.
- 6 Richard J. Evans, *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*, Frankfurt a. M. 1988, S. 190f.
- 7 Chris Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln/Weimar/Wien 1997 (Rekonstruktion: z. B. S. 14, 181, 394, 407; Konstrukt: S. 357).
- 8 Louis O. Mink, »Interpretation and Narrative Understanding«, in: *Journal of Philosophy* 69 (1972) S. 735–737. – Hayden White, »Der historische Text als literarisches Kunstwerk«, in: H. W., *Auch Klio dichtet. Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart 1986. – Ankersmit, *Narrative Logic* (s. Anm. 3); Ankersmit, *History and Tropology* (s. Anm. 4), S. 34; 75–96 (»The Use of Language in the Writing of History«).
- 9 Vgl. Ankersmit, *History and Tropology* (s. Anm. 4), S. 38 (4.6.1.: »Facts about the past may be arguments in favor of or against narrative interpretations but can never determine these interpretations«).
- 10 Ankersmit, *History and Tropology* (s. Anm. 4), S. 40, vgl. auch S. 37 (4.1.: »Narrative language shows the past in terms of what does not refer or correspond to parts or aspects of the past«).
- 11 Ebd., S. 37, 88f.
- 12 Ankersmit, *Narrative Logic* (s. Anm. 3), S. 169.
- 13 Ankersmit, *History and Tropology* (s. Anm. 4), S. 88.
- 14 Ebd., S. 88.
- 15 Ankersmit, *Narrative Logic* (s. Anm. 3), s. Kap. VI, S. 140–196, bes. Abschnitte 2 und 3; zum Begriff: S. 172f.
- 16 Herbert Schnädelbach, *Vernunft und Geschichte. Vorträge und Abhandlungen*, Frankfurt a. M. 1987, S. 38.
- 17 Frank R. Ankersmit, »Sprache und historische Erfahrung«, in: Klaus E. Müller / Jörn Rüsen (Hrsg.), *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Erfahrungshorizonte, Darstellungsstrategien*, Reinbek 1997, S. 399.
- 18 Ebd., S. 389.
- 19 Ebd., S. 400f.
- 20 Ebd., S. 389.
- 21 Ebd., S. 388.
- 22 Ebd., S. 403.

- 23 Hermann von der Dunk, »Narrativity and the Reality of the Past«, in: *Storia della Storiografia* 24 (1993) S. 32.
 24 Ebd., S. 34.
 25 Ebd., S. 34f.
 26 Spiegel, *Geschichte* (s. Anm. 2), S. 166f.
 27 Ebd., S. 163.
 28 Ankersmit, *Narrative Logic* (s. Anm. 3), S. 101.
 29 Spiegel, *Geschichte* (s. Anm. 2), S. 180f.
 30 Vgl. ebd., S. 192.
 31 Ebd., S. 195.

III. Diskurs und Realität

- 1 Philipp Sarasin, *Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte*, in: Wolfgang Hardtwig / Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996, S. 158.
 2 Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. ⁸1997, S. 112 (im französischen Original: »On demeure dans la dimension du discours«).
 3 Paul Veyne, *Foucault, Die Revolutionierung der Geschichte*, Frankfurt a. M. 1992, S. 7 f.
 4 Foucault, *Archäologie* (s. Anm. 2), S. 182.
 5 Georges Duby / Guy Lardreau, *Geschichte und Geschichtswissenschaft. Dialoge*, Frankfurt a. M. 1982, S. 21.
 6 Vgl. Foucault, *Archäologie* (s. Anm. 2), 205.
 7 »Jean-Paul Sartre antwortet. Interview mit Bernard Pingaud«, in: Günther Schiwy, *Der französische Strukturalismus*, Reinbek ⁵1969, S. 208 (zit. nach: Ulrich Brieler, *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*, Köln/Weimar/Wien 1998, S. 177).
 8 Foucault, *Archäologie* (s. Anm. 2), S. 48.
 9 Michel Foucault, »Strukturalismus und Geschichte«, in: Adelbert Reif (Hrsg.), *Antworten der Strukturalisten*, Hamburg 1973, S. 181 f. (»Foucault répond à Sartre«, in: *La Quinzaine Littéraire* 46 (1968) S. 20 ff.).
 10 Peter Sloterdijk, »Michel Foucaults strukturelle Theorie der Geschichte«, in: *Philosophisches Jahrbuch* 79 (1972) S. 161–184.
 11 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a. M. 1974, S. 75.

- 12 Ebd., S. 354.
 13 Ebd., S. 92.
 14 Ebd., S. 76.
 15 Hinrich Fink-Eitel, *Foucault zur Einführung*, Hamburg 1992, S. 42.
 16 Foucault, *Die Ordnung der Dinge* (s. Anm. 11), S. 89.
 17 Ebd., S. 79.
 18 Ebd., S. 89.
 19 Ebd., S. 273.
 20 Peter Sloterdijk, »Michel Foucaults strukturelle Theorie« (s. Anm. 10), S. 167.
 21 Vgl. Foucault, *Die Ordnung der Dinge* (s. Anm. 11), S. 274–279.
 22 Vgl. ebd., S. 280.
 23 Ebd., S. 286 f.
 24 Ebd., S. 291.
 25 Ebd., S. 292.
 26 Ebd., S. 357.
 27 Ebd., S. 271.
 28 François Dosse, *Geschichte des Strukturalismus*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1999, S. 483.
 29 Foucault, *Die Ordnung der Dinge* (s. Anm. 11), S. 384.
 30 Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1985.
 31 Foucault, *Die Ordnung der Dinge* (s. Anm. 11), S. 441 f.
 32 Ebd., S. 442.
 33 Ebd., S. 462.
 34 Herbert Schnädelbach, »Das Gesicht im Sand. Foucault und der anthropologische Schlimmer«, in: H. S., *Zur Rehabilitierung des animal rationale. Vorträge und Abhandlungen* 2, Frankfurt a. M. 1992, S. 277.
 35 Michel Foucault, *Von der Subversion des Wissens*, Frankfurt a. M. 1987, S. 22 f.
 36 Michel Foucault, »Was ist Aufklärung?«, in: Eva Erdmann / Rainer Forst / Axel Honneth (Hrsg.), *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*, Frankfurt a. M. 1990, S. 47.
 37 Ebd., S. 47.
 38 Ebd., S. 47.
 39 Ebd., S. 47.
 40 Ebd., S. 49.

- 41 Ebd., S. 45.
 42 Ebd., S. 48.
 43 Vgl. ebd., S. 50.
 44 »A Conversation with Michel Foucault«, in: *Partisan Review* 38 (1971) Nr. 2, S. 195 (zit. nach: James Miller, *Die Leidenschaft des Michel Foucault*, Köln 1995, S. 493).
 45 Foucault, *Die Ordnung der Dinge* (s. Anm. 11), S. 439.
 46 Herbert Schnädelbach, »Das Gesicht im Sand« (s. Anm. 34), S. 284.
 47 Ebd., S. 297.
 48 Brieler, *Die Unerbittlichkeit der Historizität* (s. Anm. 7), S. 183f.
 49 Foucault, *Von der Subversion des Wissens* (s. Anm. 35), S. 14.
 50 Foucault, *Archäologie* (s. Anm. 2), S. 22.
 51 Michel Foucault, »Nietzsche, die Genealogie, die Historie«, in: M. F., *Von der Subversion des Wissens* (s. Anm. 35), S. 74.
 52 Ebd., S. 73.
 53 Ebd., S. 80.
 54 Ebd., S. 74.
 55 Ebd., S. 85–88.
 56 Vgl. Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a. M. 1994, S. 43.
 57 Thomas Schäfer, *Reflektive Vernunft. Michel Foucaults philosophisches Projekt einer antitotalitären Macht- und Wahrheitskritik*, Frankfurt a. M. 1995, S. 32–102.
 58 Foucault, *Archäologie* (s. Anm. 2), S. 74.
 59 Ebd., S. 171.
 60 Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M. 1994, S. 10f.
 61 Ebd., S. 31.
 62 Ebd., S. 33.
 63 Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a. M. 1977, S. 116.
 64 Foucault, *Die Ordnung des Diskurses* (s. Anm. 60), S. 34.
 65 Ebd., S. 35.
 66 Ebd., S. 11.
 67 Brieler, *Die Unerbittlichkeit der Historizität* (s. Anm. 7), S. 280.
 68 Foucault, *Archäologie* (s. Anm. 2), S. 19.
 69 Ferdinand de Saussure, *Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin / Leipzig 1931, S. 16.
 70 Vgl. Hubert L. Dreyfus / Paul Rabinow (Hrsg.), Michel Fou-

- cault, *Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Weinheim 1994, S. 136.
 71 Foucault, *Archäologie* (s. Anm. 2), S. 133.
 72 Vgl. Michel Foucault, *Der Staub und die Wolke*, Grafenau 1993, S. 50.
 73 Michel Foucault, *Was ist Kritik?*, Berlin 1992, S. 26.
 74 Brieler, *Die Unerbittlichkeit der Historizität* (s. Anm. 7), S. 73.
 Philippe Ariès, in: »L'histoire, une passion nouvelle. Table ronde avec: Philippe Ariès, Michel de Certeau, Jacques Le Goff, Emmanuel Ladurie, Paul Veynes«, in: *Magazine littéraire* (1977) Nr. 123, S. 21 (ausgeführt bei Brieler, ebd., S. 614, Anm. 5).
 75 Foucault, *Was ist Kritik?* (s. Anm. 73), S. 26. Vgl. auch Raymond Bellour, »Auf dem Weg zur Fiktion«, in: François Ewald / Bernhard Waldenfels (Hrsg.), *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt a. M. 1991, S. 124–135.

IV. Konstruktion der Geschichte

- 1 Peter L. Berger / Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a. M. 1969. Vgl. Jan Hacking, *Was heißt »soziale Konstruktion«? Zur Konjunktur einer Kampfbegriff in den Wissenschaften*, Frankfurt a. M. 1999.
 2 Heinz von Foerster / Albert Müller / Karl H. Müller, »Im Goldenen Hecht. Über Konstruktivismus und Geschichte. Ein Gespräch«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8 (1997) Nr. 1, S. 129.
 3 Ebd., S. 131.
 4 Paul Watzlawick, *Die Unsicherheit unserer Wirklichkeit. Ein Gespräch über den Konstruktivismus*, München 1998, S. 50.
 5 Ernst von Glasersfeld, »Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs Objektivität«, in: Heinz Gumin / Heinrich Meyer (Hrsg.), *Einführung in den Konstruktivismus*, München 1985, S. 26.
 6 Watzlawick, *Unsicherheit* (s. Anm. 4), S. 34.
 7 Ernst von Glasersfeld, »Kleine Geschichte des Konstruktivismus«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8 (1997) Nr. 1, S. 10.
 8 Watzlawick, *Unsicherheit* (s. Anm. 4), S. 45.

- 9 Ernst von Glasersfeld, *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*, Frankfurt a. M. 1996, S. 16.
- 10 Vgl. ebd., S. 187.
- 11 Humberto R. Maturana, *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*, dt. Ausgabe hrsg. von Wolfram Karl Köck, Braunschweig/Wiesbaden 1982, 269.
- 12 Glasersfeld, *Radikaler Konstruktivismus* (s. Anm. 9), S. 187.
- 13 Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*, Frankfurt a. M. 1987, S. 22.
- 14 Vgl. Glasersfeld, *Radikaler Konstruktivismus* (s. Anm. 9), S. 43; vgl. ebd., Vorwort, S. 11.
- 15 Vgl. Siegfried J. Schmidt, »Geschichte beobachten. Geschichte und Geschichtswissenschaft aus konstruktivistischer Sicht«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8 (1997) Nr. 1, S. 20.
- 16 Glasersfeld, *Radikaler Konstruktivismus* (s. Anm. 9), S. 43, vgl. auch S. 193.
- 17 Ebd., S. 197.
- 18 Ebd., S. 204f.
- 19 Ebd., S. 196 und 210.
- 20 Ebd., S. 102.
- 21 Vgl. Schmidt, *Diskurs* (s. Anm. 13), S. 14.
- 22 Edgar Morin, »Das Problem des Erkennens des Erkennens«, in: Hans Rudi Fischer / Arnold Retzer / Jochem Schweitzer (Hrsg.), *Das Ende der großen Entwürfe*, Frankfurt a. M. 1992, S. 100.
- 23 Schmidt, *Diskurs* (s. Anm. 13), S. 14.
- 24 Vgl. Gerhard Roth, »Erkenntnis und Realität«, in: Schmidt, *Diskurs* (s. Anm. 13), S. 239.
- 25 Ebd., S. 253.
- 26 Ebd., S. 243.
- 27 Ebd., S. 243.
- 28 Vgl. ebd., S. 243.
- 29 Vgl. ebd., S. 252.
- 30 Vgl. Gebhard Rusch, *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt*, Frankfurt a. M. 1987, S. 443.
- 31 Johann Gustav Droysen, *Historik*, hrsg. von Peter Leyh, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977, S. 325.
- 32 Gebhard Rusch, »Konstruktivismus und Traditionen der Histo-

- rik«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8 (1997) Nr. 1, S. 57.
- 33 Ebd., S. 57.
- 34 Siegfried J. Schmidt, »Geschichte beobachten« (s. Anm. 15), S. 27.
- 35 Vgl. aus anderer Wissenschaftsperspektive: Wolfgang Sonne, »Neue Freiheit«, in: Rainer Maria Kiesow / Dieter Simon (Hrsg.), *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit*, Frankfurt a. M. 2000, S. 112–115.
- 36 Vgl. Jörn Rüsen, *Rekonstruktion der Vergangenheit. Grundzüge einer Historik*, Bd. 2, Göttingen 1986, S. 119–126.
- 37 Rusch, »Konstruktivismus«, (s. Anm. 32), S. 47.
- 38 Ebd., S. 51.
- 39 Ebd., S. 51.
- 40 Ebd., S. 52.
- 41 Ebd., S. 53.
- 42 Ebd., S. 55.
- 43 Schmidt, »Geschichte beobachten« (s. Anm. 15), S. 30 f.
- 44 Rusch, »Konstruktivismus« (s. Anm. 32), S. 70 f.
- 45 Rusch, *Erkenntnis* (s. Anm. 30), S. 239–280, vgl. auch S. 448–455.
- 46 Rusch, »Konstruktivismus« (s. Anm. 32), S. 47 f.
- 47 Schmidt, »Geschichte beobachten« (s. Anm. 15), S. 38.

V. Unsichere Geschichte

- 1 Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte als historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt a. M. 1973, S. 32.
- 2 Gebhard Rusch, *Erkenntnis, Wissenschaft, Geschichte. Von einem konstruktivistischen Standpunkt*, Frankfurt a. M. 1987, S. 441.
- 3 Michel Foucault, »Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit«, in: *Spuren* 2 (1983) S. 40 (zit. nach: Ulrich Brieler, *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*, Köln/Weimar/Wien 1998, S. 668).
- 4 Richard Evans, *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*, Frankfurt a. M. / New York 1998, S. 243.
- 5 Hayden White, »Response to Arthur Marwick«, in: *Journal of Contemporary History* 30 (1995) S. 238.

- 6 Ebd., S. 239.
 7 Evans, *Fakten und Fiktionen* (s. Anm. 4), S. 125.
 8 Vgl. White, »Response« (s. Anm. 5), S. 241.
 9 Hans-Ulrich Wehler, *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998, S. 57.
 10 Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1997, S. 82.
 11 Ebd., S. 223.
 12 Ebd., S. 200.
 13 Wehler, *Herausforderung* (s. Anm. 9), S. 78.
 14 Ebd., S. 58.
 15 Foucault, *Archäologie* (s. Anm. 10), S. 207.
 16 Wehler, *Herausforderung* (s. Anm. 9), S. 57.
 17 Ebd., S. 60f.
 18 Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M. 1977, S. 11.
 19 Vgl. Thomas Mergel / Thomas Welskopp (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-Debatte*, München 1997, S. 364.
 20 Ebd., S. 356.
 21 Norbert Groeben, »Zur Kritik einer unnötigen, widersinnigen und destruktiven Radikalität«, in: Hans Rudi Fischer (Hrsg.), *Die Wirklichkeit des Konstruktivismus. Zur Auseinandersetzung um ein neues Paradigma*, Heidelberg 1995, S. 154.
 22 Alfred Locker, »Metatheoretische Kritik des radikalen Konstruktivismus«, in: Fischer (Hrsg.), *Die Wirklichkeit des Konstruktivismus* (s. Anm. 21), S. 345.
 23 Wilhelm Dilthey, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a. M. 1970, S. 386.
 24 Ebd., S. 383f.
 25 Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1960, S. 209.
 26 Dilthey, *Aufbau* (s. Anm. 23), S. 384f.
 27 Gadamer, *Wahrheit und Methode* (s. Anm. 25), S. 12.
 28 Ebd., S. 216.
 29 Dietmar Rothermund, *Geschichte als Prozeß und Aussage. Eine Einführung in Theorien des historischen Wandels und der Gesellschaftsschreibung*, München 1994, S. 182.

Zum Autor

HANS-JÜRGEN GOERTZ, geboren 1937 in Fronza (Westpreußen) studierte Theologie, Anglistik, Philosophie und Geschichte in Hamburg, Göttingen, Tübingen und Hillsboro (Kansas); Dr. theol. Göttingen 1964.

1964 war er Vikar und Pastor an der Mennonitengemeinde zu Hamburg und Altona, von 1969 bis 1972 Wissenschaftlicher Assistent am Ökumenischen Institut der Universität Heidelberg und von 1972 bis 1974 Habilitandenstipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 1974 wurde er Wissenschaftlicher Oberrat und 1982 Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Hamburg, 1986 nahm er eine Gastprofessur an der Universität Bern wahr. Er hielt Gastvorlesungen in Oxford, Cambridge, New York, an den Universitäten Yale und Harvard.

Wichtigste Veröffentlichungen: Innere und äußere Ordnung in der Theologie Thomas Müntzers. 1967. – Die Täufer. 1980/1988 (engl. 1996) – Pfaffenhaß und groß Geschrei. 1987. – Thomas Müntzer. Mystiker, Apokalyptiker, Revolutionär. 1989 (engl. 1992; jap. 1995). – Religiöse Bewegungen in der Frühen Neuzeit. 1993. – Umgang mit Geschichte. Eine Einführung in die Geschichtstheorie. 1995. – (Hrsg.) Umstrittenes Täuferum. 1975/1977. – (Hrsg.) Radikale Reformatoren. Biographische Skizzen. 1978 (engl. 1982). – (Hrsg.) Geschichte – ein Grundkurs. 1999. 2001 (Mithrsg.) Sozialwissenschaftliche Studien der Universität Hamburg.

Autobiographisches in: Norbert Fischer / Marion Kobelt-Groch (Hrsg.): Außenseiter zwischen Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Hans-Jürgen Goertz. 1997.